DIE ALTE STADT

Vierteljahreszeitschrift
für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie,
Denkmalpflege und Stadtentwicklung

38. Jahrgang
2|2011

Aus dem Inhalt:

Robert Kaltenbrunner,
Wiederkehr des Zeitlosen

Katharina Brichetti/
Franz Mechsner,
Eine neue Ästhetik für
Städtebau und Architektur?

Jan Wehrheim,
Die Öffentlichkeit der Räume und
der Stadt

Thomas Wozniak,
Quedlinburgs Sozialtopographie
im Spätmittelalter

Marc Funk,
Stadtentwicklung in Kehl am
Rhein

Johann Jessen,
Otto-Borst-Preis 2011

Susanne Hauer,
Kulturerbe als Chance

BAG-Verlag

Forum Stadt

Vierteljahreszeitschrift für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie, Denkmalpflege und Stadtentwicklung

Herausgegeben vom »Forum Stadt – Netzwerk historische Städte« e.V. in Verbindung mit Gerd Albers, Helmut Böhme, Friedrich Mielke, Jürgen Reulecke, Erika Spiegel und Jürgen Zieger

Redaktionskollegium:

Hans Schultheiß (Chefredakteur) –
Dr. Nina Ehresmann (Besprechungen)

Prof. Dr. Harald Bodenschatz, TU Berlin, Institut für Soziologie
Prof. Dr. Dietrich Denecke, Universität Göttingen, Geographisches Institut
Prof. Dr. Andreas Gestrich, London, Deutsches Historisches Institut
Prof. Theresia Gürtler Berger, Zürich
Prof. Dr. Tilman Harlander, Universität Stuttgart, Institut Wohnen und Entwerfen
Prof. Dr. Johann Jessen, Universität Stuttgart, Städtebau-Institut
Dr. Robert Kaltenbrunner, Bonn und Berlin, Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung
Prof. Dr. Ursula von Petz, Universität Dortmund
Prof. Dr. Klaus Jan Philipp, Universität Stuttgart, Institut für Architekturgeschichte
Volker Roscher, Architektur Centrum Hamburg
Prof. Dr. Dieter Schott, TU Darmstadt, Institut für Geschichte,
Prof. Dr. Holger Sonnabend, Universität Stuttgart, Historisches Institut

Redaktionelle Zuschriften

und Besprechungsexemplare werden an die Redaktionsadresse erbeten:
Forum Stadt, Postfach 100355, 73728 Esslingen.
Tel.: 0711 - 3512-3242, Fax: 0711 - 3512-2418
Email: hans.schultheiss@email.de
Internet: http://www.forum-stadt.eu

Die Zeitschrift Forum Stadt ist zugleich Mitgliederzeitschrift des ca. 110 Städte umfassenden »Forum Stadt – Netzwerk historische Städte« e.V.

Erscheinungsweise:

jährlich 4 Hefte zu je mind. 88 Seiten.

Bezugsbedingungen:

Jahresabonnement EUR 85,- Einzelheft EUR 24,-
Vorzugspreis für Studierende EUR 64,-
jeweils zzgl. Versandkosten.

Ein Abonnement gilt, falls nicht befristet bestellt, zur Fortsetzung bis auf Widerruf. Kündigungen des Abonnements können nur zum Ablauf eines Jahres erfolgen und müssen bis zum 15. November des laufenden Jahres beim Verlag oder der Redaktion des Forum Stadt eingegangen sein.

Verlag:

Bernhard Albert Greiner Verlag (BAG-Verlag),
Silcherstraße 14, 71384 Weinstadt
Tel.: +49 (0) 7151/2766-45
Fax: +49 (0) 7151/2766-47
Email: info@bag-verlag.de

Mit Namen gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. Redaktion und Verlag haften nicht für unverlangt eingesandte Manuskripte. Die der Redaktion angebotenen Originalbeiträge dürfen nicht gleichzeitig in anderen Publikationen veröffentlicht werden. Mit der Annahme zur Veröffentlichung überträgt der Autor dem »Forum Stadt – Netzwerk historischer Städte« e.V. und dem Verlag das ausschließliche Verlagsrecht für die Zeit bis zum Ablauf des Urheberrechts. Eingeschlossen sind insbesondere auch das Recht zur Herstellung elektronischer Versionen und zur Einspeicherung in Datenbanken sowie das Recht zu deren Vervielfältigung online und offline. Alle in dieser Zeitschrift veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Kein Teil der Zeitschrift darf außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechts ohne schriftliche Genehmigung in irgendeiner Form reproduziert oder in eine von Maschinen, insbesondere von Datenverarbeitungsanlagen verwendbare Sprache übertragen werden.

Druck: Griebsch & Rochol Druck, Hamm

© 2010 Forum Stadt, Esslingen
Printed in Germany. ISSN 0170 - 9364

Bis zum 37. Jahrgang 2010 erschien die »Vierteljahreszeitschrift für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie, Denkmalpflege und Stadtentwicklung« unter dem Obertitel »Die alte Stadt«.

INHALT 2/2011

ABHANDLUNGEN

Robert Kaltenbrunner
Wiederkehr des Zeitlosen. Stadtbaukultur oder: Wieviel »Schönheit« braucht die Gesellschaft? 131

Katharina Brichetti / Franz Mechsner
Eine neue Ästhetik für Städtebau und Architektur? Inspiration durch Ansätze zum »Embodied Mind« 145

Jan Wehrheim
Die Öffentlichkeit der Räume und der Stadt. Indikatoren und weiterführende Überlegungen 163

Thomas Wozniak
Quedlinburgs Sozialtopographie im Spätmittelalter 181

REIHE STADTENTWICKLUNG ZUM BEISPIEL...

Marc Funk
Grenzfall Kehl am Rhein: Stadtentwicklung in deutsch-französischer Perspektive 195

AUTOREN

..... 209

FORUM

Johann Jessen
Otto-Borst-Preis 2011. Vierte Vergabe des Wissenschaftspreises in Steyr / Österreich 210

Susanne Hauer
Kulturerbe als Chance. HerO macht historische Stadtlandschaften wettbewerbsfähig 213

Benedikt Goebel
Der Kult des Großen Plans um 1910. Gestaltung von Metropolregionen in historischer Sicht (Tagungsbericht) 216

BESPRECHUNGEN

Gerhard Vinken, Zone Heimat. Altstadt im modernen Städtebau
(Robert Kaltenbrunner) 220

Heinrich Magirius, Die Geschichte der Denkmalpflege Sachsens 1945-1989
(János Brenner) 221

Mark Escherich, Städtische Selbstbilder und bauliche Repräsentation.
Architektur und Städtebau in Erfurt 1918-1933 *(Ulman Weiß)* 223

Robert Kaltenbrunner

WIEDERKEHR DES ZEITLOSEN

STADTBAUKULTUR ODER: WIEVIEL »SCHÖNHEIT« BRAUCHT DIE GESELLSCHAFT?

Jene Vision für eine wahrhafte Metropole – als Ort der Begegnung von Menschen, Wirtschaft, Kunst und Kultur –, die August Endell vor gut hundert Jahren veröffentlichte, trug den suggestiven Titel „Die Schönheit der großen Stadt". Zwar hatte der renommierte Jugendstil-Architekt an der von ihm erlebten Realsituation viel auszusetzen: „Die Plätze sind leere Räume ohne Größe und ohne Form, die Häuser fügen sich den Straßen nicht ein, sind laut, aufdringlich und doch ohne Wirkung. Zwischen Haus und Straße findet sich kein Zusammenhang." Aber seine kunstphilosophische Betrachtung implizierte eine große Zukunftsperspektive; und er setzte auf Kräfte, „die langsam beginnen, das bewußt zu gestalten, was bis dahin Zufall und blinde Notwendigkeit achtlos und ohne Liebe gehäuft hatten".[1]

Doch augenscheinlich war seine Hoffnung trügerisch, und auch die angerufenen Kräfte vermochten sich nicht recht durchzusetzen. Heute muss man konstatieren, dass eine Vielzahl verschiedener Akteure unterschiedlichste Ansprüche an den Raum formuliert, und zwar so selbstbezogen wie synchron. Sie äußern sich beispielsweise in unternehmerischen Standortentscheidungen, Logistikkonzepten von Großverteilern, bodenrechtlichen Spezifikationen, verkehrsinfrastrukturellen Vorhaben, regionalplanerischen Leitbildern, wohnsoziologischen Präferenzen, Arbeitsmarktentwicklungen etc. Diese Aufzählung wäre unschwer zu verlängern. Eine gemeinsame Wirkung lässt sich aber weder abschätzen noch unter Kontrolle bringen. Zudem sieht sich die Stadtentwicklung mit einem fundamentalen Problem konfrontiert, welches der renommierte Stadttheoretiker Rem Koolhaas folgendermaßen formuliert hat: „How to explain the paradox that urbanism, as a profession, has disappeared at the moment when urbanisation everywhere – after decades of constant accerleration – is on its way to establishing a definitive, global ›triumph‹ of the urban scale?"[2] Eine übergreifend koordinierende und gestaltende Planung steht in der zeitgenössischen Gesellschaft nicht eben hoch im Kurs. In gewisser Weise gilt sie als ein Relikt des Kalten Krieges, und mit ihm glaubte man die Welt vom modernen Planungswahn befreit. Dies kommt nicht von Ungefähr: Denn was sich seit 1945 urbanistisch durchsetzte – und nach wie vor gilt –, ist eine aus dem Funk-

1 *A. Endell*, Die Schönheit der großen Stadt, Stuttgart 1908, S. 23 f.

2 *R. Koolhaas*, Whatever happend to urbanism?, in: *R. Koolhaas / B. Mau*, S,M,L,XL, New York 1995, S. 951.

tionalismus abgeleitete Analyse- und Planungstechnik. Sie ermöglichte und beförderte die Herausbildung unserer heutigen Siedlungsstruktur. Und das einzelne Haus wurde zum Bestandteil der Megamaschine Stadt, die durch ihre vielfältigen Ver- und Entsorgungstechnologien den Haushalt von zahlreichen Arbeiten entlastete, aber um den Preis einer immer stärkeren Belastung der natürlichen Umwelt.

ANSPRUCH UND WIRKLICHKEIT

Der sinnliche Eindruck, den unsere heutigen Städte vermitteln, ist nicht besonders befriedigend. All zu oft sind wir mit einem unbändigen Konglomerat maßstäblich nicht korrespondierender Bauten konfrontiert: am Bahnhof gähnende Ödnis; die wichtigsten Straßen eher Ausfallschneisen denn Boulevards, Stadtplätze ohne klare Fassung, dafür mit einem byzantinischen Gewimmel um Fast-Food- und sonstige Buden. Und etwas weiter draußen entweder ein durch Lärmschutzwände abgeriegeltes Gewerbegebiet oder eine atemberaubende Mischung aus heruntergewirtschafteten Wohnhauszeilen, Müllcontainern, wild parkenden Autos und zugenagelten Geschäftsbauten. Viele urbane Situationen sind unansehnlich, wirken abweisend oder hinterlassen einen chaotischen Eindruck.[3] Nach wie vor herrscht eine auf die Optimierung einzelner Funktionen ausgerichtete räumliche Organisation. Und weil deren Vernunft sich an den immer gleichen Kriterien orientiert – nämlich Minimierung der Kosten und Maximierung der Nutzbarkeit –, entstand und entsteht überall etwas strukturell Ähnliches. Das Besondere von Orten im Sinne von Anmutungsqualität und Identitätsbildung schmilzt hinweg.

So nimmt es nicht Wunder, wenn sich dagegen nun lauthals Opposition formiert. „Und wir nennen diesen Schrott auch noch schön?", fragte der Schriftsteller Martin Mosebach in einem so bemerkenswerten wie polemischen Essay, der diese Debatte bundesweit anheizte: „Wie konnte die europäische Menschheit eine ihrer hervorstechendsten Begabungen verlieren: das Städte- und Häuserbauen? [...] Die Zeugnisse der fünfziger, sechziger, siebziger Jahre – ein Crescendo des Schreckens – sämtlich wieder auszulöschen."[4] In vielen Punkten mag es Mosebach zwar durchaus gelingen, zentrale Referenzen für eine gelungene Stadtgestalt zu benennen. Aber ob der Städte-, vor allem aber der Wohnungsbau der Gründerzeit, den er in seinem flammenden Plädoyer als beispielhaft preist, Lösungen für alle heutigen und künftigen Probleme bieten könnte, bleibt dahin gestellt. Ebenso die Frage, wie sich eine Gesellschaft im Wandel mit diesen Prinzipien arrangieren kann.

3 Nicht von ungefähr wurde festgestellt, dass heute „viele der markantesten historisch definierten Metropolen dieser Welt, aber auch zahlreiche mittlere und kleinere Städte, dabei sind, im grauen Magma der architektonischen Masse unterzugehen. Sozial, aber auch ästhetisch bewertet, haben wir es mit einer Art totem Gewebe zu tun." *B. Bogdanovic*, Die verlorene Stadt, in: *U. Keller* (Hrsg.), Perspektiven metropolitaner Kultur, Frankfurt a.M. 2000, S. 145.

4 *M. Mosebach*, Und wir nennen diesen Schrott auch noch schön – Wider das heutige Bauen, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung 28.06.2010, S. 40 f.

Nüchterner gehen da andere Kritiker zu Werke: „Der Städtebau im Sinn der Architektur im städtischen Maßstab hat aufgehört zu existieren. Geblieben ist die gestalterisch neutrale Infrastruktur- und Rechtsplanung. Ratifiziert wurde das Ende des Städtebaus, wie er seit dem 19. Jahrhundert gelehrt worden war, durch die Neuschöpfung des Fachs Raumplanung. Die Raumplanung versteht sich gerade nicht als Architektur im anderen Maßstab, sondern als technisches, rechts- und sozialwissenschaftliches Lehrfach. Raumplaner sind keinem künstlerischen Ethos, sondern dem Generalziel nachhaltiger Raumentwicklung verpflichtet. Sie gestalten keine Straßen- und Platzräume, sondern Standorte beziehungsweise Bau- und Nutzungsrechte am Raum."[5] Was die größeren Zusammenhänge anbelangt, prägt deshalb eine Art „Nicht-Gestaltung" unsere gebaute Umwelt. Bereits die IBA Emscher Park ist 1990 u.a. mit dem provozierenden Postulat „Eine arme Region hat ein besonderes Recht auf Schönheit" angetreten. Unumstritten war das nie: „Die Menschen im Revier klatschten Beifall, wenn ihr Recht auf Schönheit ausgerufen wurde. Die Herrschenden dagegen intonierten: In diesen schwierigen Zeiten könne man sich dies nicht leisten. ›Geldverschwendung!‹"[6] Dieses Dilemma konnte bislang nicht aufgelöst werden. Und trotzdem – oder gerade deshalb – wird die Situation augenscheinlich immer stärker als unbefriedigend und ungenügend empfunden.

Programmatisch rückt man heute den Terminus „schöne Stadt" ins rechte Licht. Unter diesem Idealbegriff versammelt sich mittlerweile eine ganze Reihe von öffentlichkeitswirksamen Aktivitäten.[7] Im letzten Jahr ist zudem ein entsprechendes Manifest vorgelegt worden: die „zehn Grundsätze zur Stadtbaukunst heute". In dessen Präambel wird beklagt, dass hierzulande kaum Stadtbausteine entstünden, „die wie die so genannten Altbauquartiere von einem Großteil der Bevölkerung als alltagstauglich, wertvoll und schön empfunden werden. Dies geschieht trotz der seit einer Generation weit verbreiteten Kritik an den funktionstrennenden, verkehrszentrierten und stadtauflösenden Planungsmodellen der Avantgardemoderne und trotz einer historisch beispiellos umfangreichen Planungsgesetzgebung mit Bürgerbeteiligung".[8] Falsch ist das ja nicht. Und wenn als Ziel definiert wird: „Städte in Deutschland müssen in Zukunft umfassend urban sein. Dies bedeutet: Sie müssen architektonisch wohl gestaltete öffentliche Räume aufweisen, aus kontextbezogenen Häusern mit ansprechenden Fassaden bestehen, von einer quartiersangemessenen Dichte und Funktionsmischung geprägt sein, durch Fußläufigkeit eine hohe Lebensqualität gewährleisten, für breite soziale Schichten unterschiedlicher Herkunft offen stehen, von einer engagierten Bürgerschaft geför-

5 *G. Franck / D. Franck*, Architektonische Qualität (Edition Akzente), München 2008, S. 255.

6 *K. Ganser*, Was bleibt – was treibt? Mut zum Wandel durch RUHR.2010, in: Kulturpolitische Mitteilungen, Nr. 132, (März) I/2011, S. 27.

7 Diverse Tagungen, Symposien sowie Publikationen sind in jüngerer Zeit aus diesem Umfeld hervorgegangen, vgl. u.a. *K. Th. Brenner* (Hrsg.), Die schöne Stadt. Handbuch zum Entwurf einer nachhaltigen Stadtarchitektur, Berlin 2010.

8 Als Download verfügbar unter: www.dis.tu-dortmund.de/www.dis.tu-dortmund.de/.../grundsaetze.pdf [15.05.2010]; eine gedruckte Version findet sich in *Chr. Mäckler / W. Sonne* (Hrsg.), Konferenz zur Schönheit und Lebensfähigkeit der Stadt No. 1, Zürich 2011, S. 187-189.

dert werden, von einer vielfältigen und ortsbezogenen Wirtschaft getragen werden, sich durch ein reichhaltiges Kulturleben auszeichnen und in einer kontrastreichen Beziehung zur umgebenden Landschaft stehen" –, dann kann man dem eigentlich nur zustimmen. Auch gegen die zehn Leitsätze selbst ist auf den ersten Blick nichts einzuwenden. Schaut man indes genauer hin, bemerkt man, dass sie entweder vage-positivistisch sind („Komplexität statt Reduktion"), oder aber in weltanschaulicher Manier an der Wirklichkeit vorbeigehen („Einzelhandel statt Kette"). Die Perspektive ist allein diejenige des gestaltenden Städtebauarchitekten, womit notgedrungen andere Aspekte unterbelichtet bleiben.

FORDERUNGEN UND VORDENKER

Seine Erklärung findet dies in den maßgeblichen Initiatoren. Denn Motor des Ganzen ist das „Deutsche Institut für Stadtbaukunst", wobei sich hinter dem unbescheidenen Titel zunächst einmal lediglich zwei Lehrstühle der TU Dortmund verbergen. Dessen Ansatz- und Hauptkritikpunkt ist, dass Städtebau und Stadtgestaltung nicht mehr als Kunst verstanden werden, sondern vornehmlich als Instrument und Ausdruck von Gewinnmaximierung bei der Verwertung von Grundstücken und Immobilien. Wenngleich unausgesprochen, so stellt Camillo Sitte in diesem Zusammenhang gewiss eine zentrale Referenzfigur dar. Sitte war es um eine Organisation des Städtebaus im Sinne der Szenographie zu tun. Dabei ging er von einer zyklischen Wiederkehr früheren Wissens insofern aus, als „daß die wesentlichen Motive des Aufbaus [der Stadt] durchaus nicht verlorengingen, sondern vielmehr bis zu uns herauf sich erhalten haben, und es wird nur eines günstigen Anstoßes bedürfen, sie lebensvoll wieder entstehen zu lassen."[9] Zwar wandte er sich als einer der ersten gegen das städtische (Erweiterungs-)Raster; er empfand und brandmarkte es als inhaltslos. Zugleich aber, und das ist weniger bekannt, verwahrte er sich auch gegen den Versuch einer malerischen Stadtplanung, die er als eine verlogene Naivität kritisierte. Gleichwohl gilt er bis heute als ihr Apostel. Dieses Bild verdankt sich der Avantgarde des frühen 20. Jahrhunderts, der er ein Dorn im Auge war. Doch wer Sitte interpretativ auf ein barockes Stadtideal verpflichtet, übersieht all zu leicht, dass es ihm nicht allein um ein ästhetisches und architektonisches, vielmehr um ein genuin gesellschaftliches Ideal zu tun war: die Wiedergewinnung der Stadt als sozialem Kunstwerk. Freilich ging es ihm dabei auch um Sinnlichkeit: Urbane Zentralfiguren, bühnenbildartig geschlossene Plätze – das waren ihm die Mittel gegen die totale Nivellierung der geometrisierten Verkehrsstädte. Obgleich sich über diese Mittel und die Erreichbarkeit der Ziele trefflich streiten ließe, sind sie doch mehr als bloße Schatten in der zeitgenössischen Stadtdiskussion.[10]

9 *C. Sitte*, Der Städtebau nach seinen künstlerischen Grundsätzen, Wien 1889 (Reprint der 4. Aufl. 1909, Braunschweig 1983, S. 12.

10 Vgl. hierzu *G. Reiterer*, AugenSinn. Zu Raum und Wahrnehmung in Camillo Sittes Städtebau, Salzburg 2003 sowie *M. Mönninger*, Vom Ornament zum Nationalkunstwerk. Zur Kunst- und Architekturtheorie

Dass Geschichte als Kategorie des Städtischen genauso eine Renaissance erlebt wie das Verständnis eines „gestaltenden Städtebaus", ist also naheliegend. Die erste Fachzeitung, die von Camillo Sitte und Theodor Goecke begründete, ab 1904 in Berlin und Wien erscheinende Zeitschrift „Der Städtebau", führte bezeichnenderweise den Untertitel „Monatsschrift für die künstlerische Ausgestaltung der Städte nach ihren wirtschaftlichen, gesundheitlichen und sozialen Grundsätzen". Implizit wird dem Städtebau Vorrang gegenüber der Architektur gewährt. Weil die Stadt das Resultat der – eher unbewussten als bewussten – Gestaltungskräfte einer Vielzahl von Unternehmern, Bauherren und Bürokraten ist, wäre dem Städtebauer, wie es Theodor Fischer bereits vor über achtzig Jahren verlangt hatte, die Aufgabe zuzuweisen, „die auseinanderfallende Kultur zusammenzufassen".[11]

Arbeitsgrundlage des Deutschen Instituts für Stadtbaukunst ist eine Wahrnehmung, wie sie unlängst auch Vittorio Magnago Lampugnani geäußert hat: Die Stadt als physische Erscheinung, als Stück gestalteter Umwelt sei bedroht. Ihre Behandlung habe „sich in falsch verstandenem Spezialisierungswahn aufgesplittet in Stadtplanung und Architektur. Die Erstere hat sich auf die Analyse der Zustände, auf die Erfüllung der Verkehrsanforderungen und die Ausweisung der Nutzungsflächen konzentriert, ohne dafür räumliche oder gar ästhetische Vorstellungen zu entwickeln. Die Letztere ist in die Lücke gesprungen und hat begonnen, nicht nur einzelne Bauwerke, sondern ganze Ensembles zu gestalten, hat dabei allerdings oft die Analyse der Bedingungen vernachlässigt".[12] Dabei – und sehr zu Recht – ist Städtebau für ihn weniger ein genialer Wurf als vielmehr das geduldige Aufbauen auf Grundlagen, die teilweise bestehen und teilweise geschaffen werden müssen.

Und damit stößt man auf eine zweite Bezugsperson der Debatte: Aldo Rossi. Im Jahr 1966 hatte der Mailänder Architekt mit *L'architettura della città*[13] ein ungemein wirkmächtiges Buch veröffentlicht. Er verstand seinen Text als „Skizze zu einer grundlegenden Theorie des Urbanen", wie es im Untertitel der deutschsprachigen Ausgabe heißt, und er vermochte es damit, die Wechselbeziehung zwischen Architektur und Geschichte bzw. Erinnerung neu zu beleuchten. Rossi kritisiert darin das modernistische Dogma, wonach die Form aus der Funktion erwachse. Vielmehr sei historisch belegt, dass formal prägnante Monumente sich vielfältigen Nutzungen anpassen könnten. Städtebau solle nicht voraussetzungslose Totalplanung sein, sondern historisch-kritisch die überkommenen Stadtstrukturen weiterentwickeln. Bestimmte urbane Elemente (z.B. Straßenzüge) hätten einen permanenten Charakter; sie seien als Teil der kollektiven Erinnerung zentrale Bestandteile der Stadt und können durch ihre Präsenz als Kondensa-

Camillo Sittes, Braunschweig 1998.

11 In ähnliche Richtung zielen auch Vorschläge jüngeren Datums, z.B. *R. Krier*, Town Spaces. Contemporary Interpretations in Traditional Urbanism, Basel 2003.

12 *V.M. Lampugnani*, Die Stadt im 20. Jahrhundert. Visionen, Entwürfe, Gebautes, Berlin 2010, S. 7.

13 A. Rossi, Die Architektur der Stadt, Düsseldorf 1973.

tionspunkte einer weiteren Stadtentwicklung dienen.[14] Und dass sich hinter jener poetischen Formulierung, die besagt, dass die öffentlichen Räume das Gedächtnis der Stadt formen, ein über die Jahrhunderte ausgebildetes westliches Stadtverständnis verbirgt, welches von der Prägekraft von Raumfiguren[15] auf stadtgesellschaftliche Wirklichkeit ausgeht, auch das ist zunächst einmal einleuchtend. Aber erweist es sich auch als hinreichend für einen zukunftstauglichen Städtebau?

Zumindest muss man (1.) bedenken, dass im Begriff „Stadtbaukunst" möglicherweise ein großes Missverständnis angelegt ist – nämlich Städtebau als eine bloß in ihrem Maßstab veränderte, sozusagen vergrößerte Architektur zu begreifen. Dem ist auch schon Le Corbusier aufgesessen in der Annahme, mit der perfekten Gestaltung *einer* Unité d'habitation – wie wir sie etwa aus Marseille kennen – und deren beliebiger additiver Reproduktion schon das endgültige und vollendete Modell für eine *ganze* Stadt entwickelt zu haben. Demgegenüber hat der Städtebau zunächst einmal den Rahmen für die mögliche Entfaltung von (durchaus vielfältiger) Architektur zu setzen, muss die Voraussetzungen schaffen, damit diese entstehen kann. In Analogie zur Malerei könnte man sagen: Es werden Format und Bespannung erstellt, die Leinwand grundiert – als Basis für das eigentliche Bild, das erst danach entsteht.

Ein weiteres (2.) Problem liegt in der Vorstellung, die hier tief eingewoben scheint, dass nämlich „Städtebau eine Wissenschaft mit künstlerischen Grundsätzen [sei], die auf abstrakten und über die Zeit konstanten Theoremen fuße". Und die inhärente Gefahr dann darin liege, dass nichts anderes als „Simulacra vormoderner Stadtszenen" entsteht: „Hinter den Fassadenentwürfen und Platzlayouts verbirgt sich dabei die moderne Zuversicht in traditionalistischen Kleidern, Stadtwirklichkeiten am Zeichentisch festlegen zu können."[16] Dass Städtebau natürlich auch, aber eben nicht nur Gestaltung ist,[17] wird tendenziell verkannt.

Man muss (3.) sehen, dass sinnliche Gestaltung auf einen doppelten Vorbehalt stößt: Zum einen berührt sie geschmackliche Präferenzen, die sich heute ebenso ausdifferenziert haben wie die Gesellschaft insgesamt. Was die Wahrung der *res publica* anbelangt, so hat dies längst Spuren hinterlassen. Das ästhetische Urteil scheint heute ein Tabu nicht zuletzt in der staatlich repräsentierten Stadtplanung zu sein, die durch ob-

14 Gerade diese starke Fokussierung auf die traditionellen europäischen Städte ist indes auch kritisiert worden – vor allem, weil sie keine Werkzeuge für den Umgang mit anderen Formen von Stadt anbieten, welche nicht über eine jahrhundertealte Bausubstanz oder herausragende primäre Elemente verfügen; vgl. u.a. *M. McLeod*, Architecture and Politics in the Reagan Era: From Postmodernism to Deconstructivism, in: Assemblage, No. 8, 1989, S. 38.

15 Vgl. u.a. *A.E. Brinckmann*, Platz und Monument. Untersuchungen zur Geschichte und Ästhetik der Stadtbaukunst neuerer Zeit, Neuauflage Berlin 2000 (Original 1908).

16 *A. Eisinger*, Die Stadt der Architekten (Bauwelt-Fundamente 131), Basel 2001, S. 154.

17 Wobei „Gestalt" etwas anderes und weit mehr meint als „Form". Gestalt sei der Vollzug einer Idee, eines wesenhaften Inhalts durch Form, die als geeignet befunden wird, die Idee zu „transportieren", ihre sinnliche und/oder kognitive Wahrnehmung zu ermöglichen; vgl. *J. Pahl*, Die Stadt im Aufbruch der Perspektivischen Welt, Berlin 1963, S. 10.

jektivierbare „Erfordernisse" bzw. wissenschaftliche Methoden und nicht durch subjektive Meinung hoheitliche Aufgaben wahrnehmen soll. In der Praxis hat dies eine weit verbreitete Verweigerungshaltung bei jeder Art von gestalterischen Problemen zur Folge, die ihrem Gegenstand nicht angemessen sein kann. Zum anderen hat man es in dieser Frage schnell mit einer Art zivilgesellschaftlicher Abwehrhaltung zu tun: Denn Stadtgestaltung wird stets auch als Einschränkung individueller Entfaltungsmöglichkeit empfunden. Wenn *laissez-faire* die vorherrschende Grundeinstellung ist, dann hat es die Akzeptanz einer „Kollektivform" schwer.

Und schließlich bleibt (4.) offen, was mit „Schönheit" genau gemeint ist; mit anderen Worten: was tatsächlich „schön" sein soll. Nicht nur scheint das, was gefällt, was in einem traditionellen Sinn als anmutig und harmonisch wahrgenommen wird – das Schöne – sich fast vollständig dem konsensualen Zugriff zu entziehen. Sondern auch: Wenn wir ein Objekt als „schön" wahrnehmen, stützen wir uns dann auf Qualitäten, die diesem wesenhaft, als Eigenschaft zukommen? Oder verdanken wir es einer kulturellen Konvention? Antworten auf solche Fragen hat die Suchbewegung zur „schönen Stadt" bislang nicht parat.

WECHSELSPIELE

„Alte Plätze sonnig schweigen. / Tief in Blau und Gold versponnen / Traumhaft hasten ernste Nonnen / Unter schwüler Buchen Schweigen." So lautet die erste Strophe von Georg Trakls Gedicht „Die schöne Stadt", und ähnlich romantisch scheint auch die Wahrnehmung deren heutiger Protagonisten. Darin schwingt ein Ressentiment mit, mithin eine imaginierte Gegenwelt zu unserem Zeitalter von Utilitarismus und Arbeitsteilung, zur glatten Kälte und den mechanischen Stereotypen der Moderne. Zugleich lässt sich der Wunsch nach der omnipräsenten Allmacht des Stadtbaukünstlers erahnen: Als zentrale Voraussetzung zur Verwirklichung einer bestimmten Stadtidee, mit einer unbeschränkten Verfügung über Boden und Ressourcen, einem gewaltigen Gestaltungsraum gegenüber konkurrierenden Instanzen und Interessen. Welche Vorstellung eines demokratischen Gemeinwesens steckt dahinter? Und wie verhält sich die Sehnsucht zu jener pragmatischen Leitlinie, die Hans Oswald vor fast 50 Jahren in folgende Worte kleidete: „Die moderne Stadt soll funktionieren. Es genügt nicht zu sagen, kein Rauch, kein Gas, kein Lärm, kein Verkehr mehr, wenn Rauch, Gas, Lärm, Verkehr zum Funktionieren notwendig sind."[18]

Auch solche Erfordernisse sind folgerichtiger Ausdruck eines zivilisatorischen Prozesses. Urbane Entwicklung ist ohne deren – wie auch immer geartete – Berücksichtigung nicht zu haben. Und so problematisch die Analogie mit einem natürlichen Organismus auch sein mag, so sehr gibt es doch Ähnlichkeiten, die das Verständnis von Stadt erleichtern. Lebende Organismen erneuern z.B. permanent einen Teil ihrer Zel-

18 *H. Oswald*, Die überschätzte Stadt, Olten 1966, S. 103.

len, aber niemals alle gleichzeitig und selten an einer Stelle konzentriert. In Rhythmen von fünf bis fünfzehn Jahren müssen zum Beispiel Gebäude renoviert werden, um als Baubestand aufrechterhalten zu werden. Geschäftsbauten, Produktionsanlagen und Infrastrukturen haben charakteristische Investitions- und Lebenszyklen, die eingehalten sein wollen, wenn ihre Art der Raumnutzung auf Dauer sichergestellt werden soll. Auch bei Städten lässt sich ein permanenter „zellularer" Erneuerungsprozess feststellen. Komplexe biologische und menschliche Systeme haben Ähnlichkeiten in der Trägheit des Systemverhaltens gegen plötzliche Veränderungen.

Andererseits gibt es ja tatsächlich einen inneren Zusammenhang von gebauter Umwelt und Kultur, den auf den Begriff der „schönen Stadt" zu bringen, freilich eine Verkürzung wäre. Schon deshalb ist man gut beraten, sich dem Thema einmal von anderer Seite zu nähern. In der politischen Philosophie etwa gibt es eine Denkschule – vertreten u.a. durch Sokrates, Montaigne oder David Hume –, die sich an zwei goldenen Prinzipien orientiert: dem „Wechselprinzip" und dem „Wissensprinzip". Ersteres geht von der Erkenntnis aus, dass eine funktionierende Gesellschaft auf eine sehr feine Balance von Mächten, Institutionen und Verhaltensmustern aufgebaut ist. Jede Änderung birgt die Gefahr, die Balance zu gefährden. Das zweite Prinzip erteilt allen Sozialingenieuren, Planwirtschaftlern und Radikalreformern eine Absage. Es besagt, dass die Gesellschaft zu komplex ist, als dass die Wissensvorräte einzelner Politiker, Parteien und Expertengruppen ausreichend wären, um eine anwendbare Blaupause auszuarbeiten. Man wäre demnach, um mit Karl Scheffler zu reden, gut beraten, „die Naturgeschichte der Stadt zu begreifen. [...] Die Entwicklungsfaktoren, die bis heute beim Aufbau der Stadt gewirkt haben, werden auch ferner neben all den umgestaltenden Tendenzen wirken. Denn es lehrt die Erfahrung jedes Tages, daß die erweiterte neue Form nur entstehen kann, wenn sie die alte in sich aufnimmt, wenn im größeren Organismus die Zwischenzustände gewissermaßen symbolisch erhalten bleiben."[19]

Die Prinzipien von „Wechsel" und „Wissen" sind, wenn man so will, auch die beiden Säulen, auf denen eine echte Stadtbaukultur ruht. Markenzeichen eines entsprechenden Bewusstseins ist, dass man sich innerhalb des (Vor)Wissens bewegt, sich „haushaltend" damit auseinandersetzt, dass man Anwendung, Zweck und Gebrauch bedenkt, vorhandenen und möglichen Widersprüchen begegnet und gleichwohl nach der Gesetzmäßigkeit sucht. Die Herausforderung – für Baukultur wie Urbanität – lautet schließlich: Zugleich offen zu halten und festzulegen; neuen Entwicklungen und dem gesellschaftlichen Wandel neue Möglichkeiten bieten, ohne unverbindlich zu werden. Verhandlung und Kooperation sind dabei zentrale Stichworte, denn Planung ist heute eine immer wieder neue Mischung aus Konzeption und Moderation. Stadtbaukultur besteht darüber hinaus aber auch darin, eine „Prise Utopie" mit den tatsächlichen Möglichkeiten unter einen Hut zu bringen. Einen Wegweiser dafür könnte das Engagement von Max

19 *K. Scheffler*, Die Architektur der Großstadt, Bruno Cassirer Verlag 1913 (kommentierte Neuauflage Gebr. Mann, Berlin 1998) S. 10.

Frisch abgeben. Der viele Jahre als Architekt arbeitende Schweizer Schriftsteller begriff und definierte Städtebau als politisches Anliegen der verantwortungsbewussten Bürgerschaft, womit nicht gemeint war, dass die „kritische Öffentlichkeit" selbst plane, sondern dass Planung unter ihrer Kontrolle stattzufinden habe. Frisch' Konzeption zielte nicht auf eine architektonische Vollendung suggerierende Stadtutopie, sondern auf ein prozessuales Planungsmodell. Nicht intellektuelle Spiele und ästhetische Versuchsanordnungen, sondern zielgerichtete Reform der herrschenden Lebensverhältnisse waren sein Anliegen. Spätestens damit wird das Stadt-Bauen (wieder) zu einer Sache des *res publica*.

Es ist aber nicht zuletzt ein stadtpolitisches Projekt. Denn was gebaut wird und wie etwas geplant wird, das sagt viel über die Gesellschaft aus, in der es stattfindet. Und umgekehrt.[20] Einerseits hat sich die Architektur – mit ihren „Raumbildern für Lebensstile" und „Bühnenbildern für die Stadtkultur" – in der Erlebnisgesellschaft längst unentbehrlich gemacht. Andererseits wird ihre soziale und politische Aufladung, die tatsächliche wie die intendierte, nach wie vor zu wenig betrachtet. Schließlich konsolidiert sich jede Gruppe durch die Schaffung von Orten, die nicht nur Schauplätze ihres Handelns abgeben, sondern Anhaltspunkte ihrer Erinnerung sind – und Symbole ihrer Identität.[21]

GESCHLOSSENE STADTBILDER

Wenn man also den Anspruch auf „Verschönerung" unserer urbanen Lebenswelt ernst nimmt, dann sollte man auch dem allenthalben geäußerten Bedürfnis nach geschlossenen Stadtbildern Rechnung tragen. Selbst in der drängenden Ökonomie der Zeit schwingt – in einer Art gegenläufigem Pendelschwung – die Ahnung davon mit, dass die Beständigkeit der gewohnten Räume um die Menschen herum das Aushalten von sozialen und anderen Veränderungen abfedert, wenn nicht gar ermöglicht.[22] Überspitzt ausgedrückt: Je schneller der Wandel der Arbeits- und Lebensweisen, um so wichtiger scheint die Trägheit der alten Routinen und Formen als mentales Gegengewicht zu sein. Wenn die Zeitachse aus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft keine sichere Orientierung mehr bietet, sucht man den Fortschritt im Bewahren.

20 Ganz in diesem Sinne äußerte sich unlängst auch der Schriftsteller Ingo Schulze: „Denn um zu beantworten, was für eine Stadt wir wollen, das heißt, welche Funktion, welche Räume, welche Architektur wir uns wünschen, müssen wir wissen, was wir wollen und wer wir sind. Umgekehrt lässt sich aus der Architektur, aus der Anlage einer Stadt etc. darauf schließen, welche Interessen sich durchgesetzt haben, welches Bild die Gesellschaft von sich entwirft, welche Geschichte erzählt werden soll." – Vortrag in der Reihe „Welche Mitte?" am 23.09.2010 in der Akademie der Künste in Berlin.

21 Vgl. u.a. *P. Sigel/B. Klein* (Hrsg.), Konstruktionen urbaner Identität. Zitat und Rekonstruktion in Architektur und Städtebau der Gegenwart, Berlin 2006.

22 Instruktiv hierzu ist der Sammelband „Stadtgestalt und Heimatgefühl. Der Wiederaufbau von Freudenstadt 1945-1954. Analysen, Vergleiche und Dokumente", hrsg. von *H.-G. Burkhardt/H. Frank/U. Höhns/K. Stieghorst*, Hamburg o.J. [1988]; darin insbesondere die Aufsätze von Dieter Hoffmann-Axthelm und Klaus Sieghorst.

Eben dies trifft vermutlich auf eine breite gesellschaftliche Mehrheit zu. Die subtile Komplementarität von Außen und Innen, die karge Ästhetik des Rationalen, dies sei, so formuliert Peter F. Smith in seiner grundlegenden Untersuchung, „nur etwas für wenige eingeweihte Architekten und eine kleine Gruppe von Architektur-Kritikern". Und er fährt fort: „Für den normalen Menschen ist das Straßenbild von primärer Bedeutung. Die Gesellschaft hat den Stadtbewohner des 20. Jahrhunderts gezwungen, so zu tun, als ob er eine selbstbewußte Geistigkeit besäße. Aber unter einem dünnen Firnis kommt heraus, daß er seine Stadt nach wie vor als Zuflucht, als Schauspiel, als eine Art Kathedrale und als Kunst empfindet. Symbolische Werte, deren Ursprünge weit zurück in der Geschichte der urbanisierten Menschen liegen, beeinflussen auch heute noch sein Urteil und sein Verhalten, auch wenn sie noch nie bewußt formuliert wurden. Trotz der Enttäuschungen der Nachkriegsjahre suchen die Städter noch immer nach Schönheit bei der Form, wie Gebäude gestaltet und gruppiert werden."[23]

Dennoch kann man in der Praxis des architektonischen und stadtentwicklungspolitischen Alltags nicht einfach auf Retrovision setzen. Denn eine allenfalls scheinbare „Lösung bietet die derzeitige Mode der „Instantiquariat"-Architektur mit Sofort-Patina und eingebauten Gebrauchsspuren; gleichsam das bauliche Pendant zu den „stonewashed-Jeans", wie es teilweise beim Berliner Hotel Adlon verwirklicht wurde. Darin steckt zwar ein authentisches Bedürfnis, das aber noch keine angemessene Befriedigung gefunden hat. Der Rückgriff zu alten Bauformen bietet den Trost von Dauerhaftigkeitsversprechen, denen aber allein schon die miserable heutige Bautechnik leider oft Hohn spricht."[24]

Die „schöne Stadt" kann deshalb schnell zu einem falsch verstandenen Kampfbegriff werden. Um das zu begreifen, muss man nur kurz auf die Historie blicken: Auf dem Höhepunkt der Bilderstürmerei Anfang der 1920er Jahre in Moskau reklamierte etwa Nikolai Ladowsky: Messt die Architektur an der Architektur, der Mensch sei das Maß für den Schneider! Eine Forderung zwar, die so unerhört war, dass sie in der breiten Öffentlichkeit nicht die geringste Aussicht auf Akzeptanz hatte, auf die sich die Stars der heutigen Szene aber ebenfalls zu berufen scheinen – ohne es explizit zu sagen. Was beispielsweise der US-amerikanische Architekt Frank O. Gehry bewirkte, als er 1997 in einer nordspanischen Stadt den Neubau des dortigen Guggenheim-Museums fertig stellte, ist längst als „Bilbao-Effekt" sprichwörtlich geworden. Mit diesem Begriff wird nun die gezielte Aufwertung von Orten durch spektakuläre Bauten (*iconic buildings)* oder Stadträume von Architekten bezeichnet, die mittlerweile selbst zu Ikonen geworden sind. Und damit scheint (Stadt-)Baukultur lediglich zu sein, was als ästhetisch kommuniziert wird – also bestimmte zeichenhafte Gebäude.

23 *P. F. Smith*, Architektur und Ästhetik. Wahrnehmung und Wertung der heutigen Baukunst, Stuttgart 1981, S. 13.

24 *M. Mönninger*, Die friedliche Nutzung von Geschichtskraftwerken, in: Berliner Zeitung, 17.10.1998, Magazin.

Da mag es vielleicht ganz tröstlich erscheinen, dass (nicht nur) der Wirkung solcher Architekten gewisse Grenzen gesetzt sind. Architekten können sich bei ihren Gestaltungen an Zwecken orientieren, die sich selbst setzen oder sich vorgeben lassen. Doch wie Architektur genutzt wird, ist Sache der Nutzer. Die tatsächlichen Nutzungen von Architektur sind unter Umständen ganz andere als von den Architekten beabsichtigt. Trotzdem bleibt den Architekten nur, sich Zwecke vorzustellen. Fraglich ist indes – paradox gesagt –, welchen Zweck der Zweckbegriff für die Baukultur eigentlich hat. Im Titel des berühmten Buches „Kunst als Erfahrung" von John Dewey wird auf eine mögliche Antwort hingewiesen. Dewey schreibt, solches Produzieren sei „von der Absicht bestimmt, etwas herzustellen, das durch unmittelbare, sinnliche Erfahrung erfreuen soll".[25] Damit ist der allgemeinste Zweck der Kunst benannt, durch den sich ihre Produkte von anderen menschlichen Artefakten unterscheiden lassen: Durch die Erfahrung sinnlich wahrnehmbarer Gestaltungen zu erfreuen.

Man kann nicht *nicht* gestalten. Wohl aber ignorieren, welche Auswirkungen Gestaltung auf die Lebensweisen von Menschen haben kann. Das heißt nicht, die Notwendigkeit politischer Diskussion über die vielfältigen Probleme der (gebauten) Umwelt in Frage zu stellen. Gestaltung ist aber ein eigenständiger Bereich, der weder ausschließlich auf nichtästhetische Bereiche zurückgeführt werden kann, noch ausschließlich solchen Bereichen dient.

Freilich steht dem „das Bild der Stadt als Lebendiges, als Gestalt und Geflecht gegenüber. Wenn wir Leben nicht als Meßlatte für buchbare Erfolge, wenn wir Wissenschaft weder als Faktenakkumulierung noch als abgehobene Ideengeschichte, sondern als Teil des Geflechts aus Hoffnung, Angst und Traum erfahren haben, werden wir die Stadt als leibliche Gestalt erleben. Nicht der Blick des Verkehrsteilnehmers, sondern der Blick des Bewohners wird ihr gerecht."[26] Folgt man einem solchen Ansatz, dann müsste man sich konsequenterweise auch mit den Produktionsbedingungen gebauter Umwelt auseinandersetzen. Allein, dies zu thematisieren, ist bislang wenig populär. Stattdessen scheint das Bild folgendermaßen grundiert: Weit verbreitete Planungsfeindlichkeit aus ideologischer Voreingenommenheit und aufgrund partikularer Interessen, Misstrauen gegenüber öffentlichen Maßnahmen und der sogenannten Bürokratie, die Neigung, das Prinzip des freien Kräftespiels unterschiedslos auf private und öffentliche Angelegenheiten anzuwenden, ungenügende Kooperation von Marktkräften und öffentlichen Händen sowie mangelnde Einsichten von Politik, Wirtschaft und Öffentlichkeit in die Komplexität und Tragweite von „Planung".

Aus dieser Warte betrachtet, birgt „Planung" die eigene Relativierung in sich. Darin mag indes auch eine Chance liegen: „Das ‚Spiel der Stadt' war immer ein sorgfältiges Ausbalancieren zwischen strukturellen Ordnungssystemen, um das Chaotische der Stadt zu kontrollieren, und der notwendigen Adaption an veränderte Umweltbedin-

25 *J. Dewey*, Kunst als Erfahrung, Frankfurt a.M. 1980, S. 62.
26 *J. Frecot*, Berlin im Abriß. Beispiel Potsdamer Platz, Berlin 1981, S. 6.

gungen. Entsprechendes gilt für das ‚Spiel der Natur' oder auch für unsere Sprache: Wir gehen außerordentlich sorgfältig mit der Syntax unserer Sprachen um, mit dem Ziel sicherzustellen, dass wir uns verstehen. Wir erlauben uns aber sehr viel Freiheit bei der Veränderung der einzelnen Wörter. So ist ein ‚Hamburger' plötzlich nicht mehr, was er einmal war, und auch Herr Mitterrand konnte den Wortwechsel vom ‚Ascenseur' zum ‚Lift' weder aufhalten noch juristisch einklagen. In der grammatikalischen Position stehen der Hamburger und der Lift aber seit Jahrhunderten an der gleichen Stelle."[27] Wenn es tatsächlich solch „gesundes Beharrungsvermögen" der Stadt gibt, dann ist womöglich auch zu erwarten, dass jenseits der oft bedauerten Grenzen des Planbaren eigendynamische Selbstregulationsprozesse wirksam werden könnten, die sich auch als Schlüssel zu den planerisch nicht fassbaren Geheimnissen des Urbanen erweisen. In diesem Sinn sollte es möglich sein, für das Bauen Regelsysteme zu etablieren, die inhaltsbezogener und flexibler, somit auch wieder potenziell reicher „an kulturellem Sinn" sein könnten als heutige baurechtliche und normative „Standards".[28]

Doch gerade weil ihre Resultate oftmals wenig Anlass zu Identifikation boten (und bieten), müsste man den Begriff „Stadtbaukunst" mit zusätzlichen Konnotationen versehen, die die Kultur von Kommunikation und Beteiligung, des Interessenausgleichs und der Entscheidungsbildung neu ins Recht setzt.[29]

STADTBAUKULTUR HEUTE?

Will man eine Stadtbaukultur, die sich des Begriffs als würdig erweist, dann wäre sie möglicherweise wie folgt zu konkretisieren:

1. Aufgaben und Projekte in den Städten entstehen nicht aufgrund ästhetischer Fragen, sondern anhand konkreter Probleme und/oder Bedürfnisse. Städtebau meint in diesem Zusammenhang in erster Linie Qualitäten beim Erheben und Festlegen der Aufgabenstellungen.
2. Es braucht innovative Verfahrenskonzepte, in denen andersartige Formen der Kooperation genauso erprobt werden wie neue Instrumente der Qualitätssicherung – von Wettbewerben über Gestaltungsbeiräte bis hin zu internationaler Zusammenarbeit. Dabei ist auch der Stellenwert des Experiments zu stärken, Chancen durch Modelle „offener" Planungen wären zu nutzen, die im Wechselspiel zwischen festem stadträumlichem „Gerüst" und flexibler architektonischer „Füllung" agieren.
3. Ohne eine intensive Vermittlung können Projekt- und Programminhalte im Städtebau heute nur noch schwerlich umgesetzt werden. Man muss nicht erst „Stuttgart

27 *C. Fingerhuth*, Zwischen Politik und Architektur, in: Werk, Bauen+Wohnen, Heft 9, 1993, S. 7 f.

28 Vgl. S. Malfroy / G. Caniggia, Die morphologische Betrachtungsweise von Stadt und Territorium, Zürich (ETH) 1986, S. 197.

29 Wobei man allerdings gar nicht deutlich genug mahnen kann, dass im planerischen Bemühen um „Integration" und „konsensuale Verfahren" nicht der Eigenwert von Gestaltung erneut vernachlässigt wird, wie es bereits einmal in der Planungseuphorie der 1970er Jahre der Fall war.

21" bemühen; autokratische Alleinentscheidungen entsprechen nicht mehr den Bedürfnissen und den Forderung der Bürgergesellschaft nach Teilnahme und Mitsprache. Für den Erfolg einer Maßnahme ist die positive Akzeptanz vor Ort von zentraler Bedeutung.

4. Es braucht klare und nachvollziehbare Qualitätsvorstellungen für das einzelne (Bau) Objekt, die jenseits einer bloßen „Ökonomie der Aufmerksamkeit" liegen und stets auch das gelingende Zusammenspiel mit der Umgebung im Blick haben.

Um sich dabei nun nicht am vielleicht allzu suggestiven Begriff „Schönheit" aufzureiben, könnte man alternativ den Terminus „Atmosphäre" ins Spiel bringen. Der beschreibt etwas, das sich im Zwischenraum von architektonischer Objektwelt (was aus dem Arrangement der Dinge strahlt) und subjektivem Raumerlebnis (dem Reflex von Stimmungen und Affekten) konstituiert. So konzipiert der Philosoph Gernot Böhme Ästhetik als Aisthetik, als allgemeine Wahrnehmungslehre. Eine besondere Rolle spielen dabei die Stimmungen und Affekte. Atmosphären sind für Böhme die räumlichen Träger von Stimmungen. Sie bilden die gemeinsame Wirklichkeit des Wahrnehmenden und des Wahrgenommenen: „In der Wahrnehmung der Atmosphäre spüre ich, in welcher Art Umgebung ich mich befinde. Diese Wahrnehmung hat also zwei Seiten: auf der einen Seite die Umgebung, die eine Stimmungsqualität ausstrahlt, auf der anderen Seite ich, indem ich in meiner Befindlichkeit an dieser Stimmung teilhabe und darin gewahre, dass ich jetzt hier bin."[30] Die Atmosphäre ist auf eine unbestimmte Art in den Raum ergossen. Nachgegangen werden kann ihr nur, indem sie erfahren wird. Man muss sich ihr aussetzen und affektiv von ihr betroffen sein. Beispielsweise mag in einem Raum eine gewisse heitere oder eine bedrückende Stimmung herrschen; diese muss nun aber keineswegs „subjektiv" sein, sondern wird in der Regel als quasi objektiv äußerlich erlebt. Im Böhme'schen Sinn wäre Atmosphäre so etwas wie ein gemeinsamer Zustand des Ichs und seiner Umwelt. Wie aber könnte man von solchen Überlegungen eine Brücke in die Praxis bauen? Vielleicht durch die Erkenntnis, dass es in der Wahrnehmung und Erfahrung von Orten und architektonischen Objekten nicht allein um objektive Tatbestände geht (nicht um ein „An sich"), sondern um deren Wirkungsweisen für das Subjekt (um das „Für sich").

Natürlich lässt sich die soziale Komplexität des Urbanen nicht auf räumliche Arrangements reduzieren; gleichwohl aber erweist sich so etwas wie „Baukultur" als unverzichtbar, wenn Stadt als Lebenswelt begriffen und beeinflusst werden soll. Gemeint ist damit sowohl das örtliche Erfahrungswissen einer Gesellschaft als auch der gegenwärtige Umgang mit der dreidimensionalen gebauten Umwelt. Nicht nur Stadtbürger sind „zu ihrem Wohlbefinden auf eine differenzierte und ästhetisch ansprechende Umwelt angewiesen, die durch ihr komplexes präsentativ-symbolisches Angebot den lebensge-

30 *G. Böhme*, Atmosphäre, Frankfurt a.M. 1995, S. 96;

schichtlich geformten sinnlichen Bedürfnissen von Menschen entgegenkommt."[31] Die einzelnen Gebäude, ihr Produktionsprozess ebenso wie ihr Zusammenspiel sind Indikatoren für den Lebenswert eines Ortes. Er wird in dreifacher Weise wahrgenommen: funktional im alltäglichen Gebrauch (als Gebrauchswert), ökonomisch über die Nachfrage als Wohn- und Arbeitsort (als Tauschwert) und symbolisch über das Erscheinungsbild und die Atmosphäre des Ortes (als Inszenierungswert).

Nun wäre es jedoch eine Illusion zu erwarten, dass Stadtbaukultur von allen Mitgliedern einer Gesellschaft interpretatorisch gleich bewertet wird. Gerade weil sie aber mit der Befriedigung der alltäglichen Lebensbedürfnisse zu tun hat, liegt ihre zentrale Aufgabe nach wie vor darin, einen Ausgleich herbeizuführen zwischen der Orientierung am Gemeinwohl und der Optimierung von Eigentums- und Individualrechten Einzelner. Stadtplanung ist dabei ein Zuteilen von Bequemlichkeiten und von Leiden, um einen Gedanken des Kultursoziologen Lucius Burckhardt aufzugreifen. Denn alles was Stadtplanung bewirkt, bringe irgendwelchen Leuten Vorteile und anderen Nachteile. Damit aber müsse man „umgehen". Und die Architektur übernimmt als räumliches System noch immer Ordnungsaufgaben innerhalb der Gesellschaft. Nur muss man sich dessen neu bewusst werden.

Was also hat es mit der „schönen Stadt" auf sich? Als Ziel kann man sie gar nicht in Abrede stellen. Städtebau aber darf nicht zur (reinen) Symbolpolitik werden, darf sich nicht in „Embellissement" erschöpfen, darf nicht bloß eine Ästhetik des Stadterlebnisses beabsichtigen. Aneignen, heimisch werden, Identität erzeugen: Das sind Desiderate, auf die eine zeitgemäße Stadtentwicklung sich qualitativ einlassen muss, will sie nicht (wieder) nur städtebauliche Diagramme oder bloße Flächendispositionen schaffen.[32] Ein Patentrezept dafür gibt es nicht; auch die Nachschöpfung von Gründerzeitquartieren ist kein allein selig machender Weg. Das überlieferte Muster der (Stadt)Gestaltung basiert auf – oder lebt von – dem Antagonismus des Repräsentativen und des Alltäglichen, der Dominanz und des Dienens. Das freilich erweist sich nach wie vor als stichhaltig.

31 *P. Jüngst*, Psychodynamik und Altbaustrukturen. Zur präsentativen Symbolik historischer Ensembles und Architektur, in: Die Alte Stadt 3/1992, S. 212.

32 Dafür gibt es heute durchaus ein politisches Bewusstsein. Am 24. Mai 2007 verabschiedeten die für Stadtentwicklung zuständigen Ministerinnen und Minister der Europäischen Union die „Leipzig Charta zur nachhaltigen europäischen Stadt". Darin heißt es u.a.: „Auf Dauer können die Städte ihre Funktion als Träger gesellschaftlichen Fortschritts und wirtschaftlichen Wachstums im Sinne der Lissabon-Strategie nur wahrnehmen, wenn es gelingt, die soziale Balance innerhalb und zwischen den Städten aufrecht zu erhalten, ihre kulturelle Vielfalt zu ermöglichen und eine hohe gestalterische, bauliche und Umweltqualität zu schaffen." (S. 2).

Katharina Brichetti / Franz Mechsner

EINE NEUE ÄSTHETIK FÜR STÄDTEBAU UND ARCHITEKTUR?

INSPIRATION DURCH ANSÄTZE ZUM »EMBODIED MIND«

Der deutsche Psychoanalytiker Alexander Mitscherlich formulierte 1965 als einer der Ersten seine Kritik an der „Unwirtlichkeit unserer Städte". Ein Städtebau, der funktionalen, technischen und am Profit orientierten Gesichtspunkten alles andere tendenziell unterordnete, hatte begonnen, die Lebensqualität in vielerorts kaum mehr tolerierbarem, erschreckendem Ausmaß zu bedrohen. Inzwischen charakterisiert das Bemühen um eine lebenswerte Stadt weitgehend selbstverständlich die Stadtentwicklungspolitik. Beim Ringen um die allgemeine und lokale Beantwortung der Frage, was eine lebenswerte Stadt ausmacht, werden nun zunehmend ästhetische Charakteristika beschworen. „Schönheit und Lebensfähigkeit" soll die Stadt dem Motto einer kürzlich veranstalteten wegweisenden Konferenz zufolge in sich vereinen. Initiator der Konferenz, an der Politiker, Praktiker und Theoretiker teilnahmen, war das 2008 gegründete überregional und transdisziplinär angelegte „Deutsche Institut für Stadtbaukunst" mit Sitz an der Universität Dortmund. Die Idee einer neuen „Stadtbaukunst" ist in aller Munde. Das Anliegen, diese Idee konzeptuell auszuarbeiten, mit Leben zu füllen und für die in der Stadt wohnenden, arbeitenden und sie besuchenden Menschen fruchtbar zu machen, kennzeichnet die Arbeit von Stadtentwicklern und Universitätsabteilungen. Kleinere Gemeinden stehen nicht zurück im Bemühen gemäß dem Motto des bekannten Wettbewerbes „Unser Dorf soll schöner werden."

Schönheit, Kunst und Ästhetik können nun im Zusammenhang mit Stadtplanung vieles bedeuten. Nicht erst abfällige Ausdrücke wie „Verhübschung" oder „Ästhetisierungstrubel" angesichts von Auswüchsen der bewusst und teilweise berechnet ästhetisierenden „Renaissance der Innenstädte" machen deutlich, dass man mit Schönheit, Kunst und Ästhetik als Leit- und Werbekonzepten nicht nur sehr unterschiedliches meinen, sondern auch sehr unterschiedliches bewirken kann.

Ästhetik kann im traditionell engen, im wesentlichen auf das hochkulturelle „Kunstschöne" und vielleicht noch auf das „Naturschöne" bezogenen Sinne verstanden werden. Doch hat sich auch ein umfassenderer, veränderter und teilweise verflachter Begriff von Ästhetik entwickelt, so dass heute ohne theoretische Bauchschmerzen von einer „Ästhetisierung" des Alltags und Lebensstiles die Rede ist und somit auch beispielsweise eine Einkaufszone Objekt von Ästhetisierungsstrategien sein kann. Der

Philosoph Wolfgang Welsch hält eine tendenziell durchgehende Ästhetisierung der Lebensräume, Lebensstile und Denkformen für ein Kennzeichen der Gegenwart.[1]

Wir möchten nun nicht das Füllhorn der Bedeutungen und Anwendungen von Ästhetikbegriffen weiter öffnen, nicht die kaum erschöpfliche Vielfalt der Konnotationen und Assoziationen weiter betrachten. Worum es uns geht ist etwas anderes: Die Forderung und Frage nach einer „Schönheit der Stadt" berührt weit mehr Dimensionen als solche, die üblicherweise als „ästhetische" Dimensionen gelten. Wenn jemand sagt, dass eine Stadt für sie oder ihn „schön" ist, dann kann das in einem sehr generellen und umfassenden Sinn heißen, dass sie oder er sich dort wohl fühlt, gern dort lebt und arbeitet oder gern die Stadt besucht.

1. EINE NEUE ÄSTHETIK ALS ALLGEMEINE ANMUTUNGSLEHRE?

Die Forderung und Frage nach einer „Schönheit der Stadt" bezieht sich tendenziell auf alle Faktoren, welche zur Lebensqualität in einer Stadt beitragen können, und keineswegs nur auf die traditionell als ästhetisch klassifizierten Dimensionen. Es lässt sich nun aber, wie uns scheint, ein diesem umfassenderen Erkenntnisinteresse angemessener und theoretisch fruchtbarer Begriff von Ästhetik entwickeln, welcher der Forderung und Frage nach einer „Schönheit der Stadt" in der angedeuteten Vieldimensionalität gerecht wird. Die Inspiration dafür kommt wesentlich aus Ansätzen zum „Embodied Mind", die sich in den letzten Jahren als Leib- und Lebensraum-orientierte Wende in Kognitionswissenschaft und Philosophie entwickelt haben und mit Namen wie George Lakoff und Mark Johnson verbunden sind. Im Rahmen dieser neuen Ästhetik, in der es darum geht, die Verwurzelung menschlichen Befindens und Empfindens in Leib, Lebenswelt und Aktion prinzipiell – also nicht nur in ihren künstlerischen Dimensionen – zu verstehen, lässt sich dann auch etwa behandeln, wie das Vertrauen in einen funktionierenden Nahverkehr zur empfundenen Lebensqualität beiträgt. Auf den ersten Blick mag man vermuten, dass ein solches Vorhaben nur in einer weiteren leichtfertigen Ausdehnung, Verwässerung und Vagheit des ohnehin kaum noch für die Erforschung präziser Probleme brauchbaren Begriffes der Ästhetik enden kann. Wir hoffen, in diesem Artikel darlegen zu können, dass das Gegenteil der Fall ist: Die angedeutete Neukonzeption von Ästhetik bedeutet eine produktive Neu-Fokussierung, Präzisierung und Schärfung des theoretischen Instrumentariums.

Die sich andeutende neue Ästhetik ergibt sich bemerkenswerter Weise nicht aus dem Bemühen, Konzepte traditioneller Ästhetik auszuweiten und umzuarbeiten, so dass sie auf neue Bereiche anwendbar werden. Sie wächst stattdessen aus Problemen, die traditionell keineswegs als von ästhetischer Art aufgefasst wurden. „Wie kann Gesprochenes für uns Bedeutung haben?", lautet etwa die Ausgangsfrage von George Lakoff und

1 *W. Welsch*, Grenzgänge der Ästhetik, Stuttgart 1996.

Mark Johnson. Diese Frage ist im Rahmen einer traditionellen kognitiven Psychologie, die den Basismechanismus des menschlichen Geistes in der Manipulation von abstrakten Zeichen sieht, nicht befriedigend zu beantworten. Generell und grundsätzlich wissen wir: Bedeutungsvoll ist, was uns ergreift, berührt, etwas angeht, was uns interessiert und was unser Lebensgefühl beeinflusst. Um sich der Frage zu nähern, wie Gesprochenes so etwas tun kann, sollte man Lakoff und Johnson zufolge zunächst prinzipiell fragen: Auf welche Weise und wieso kann uns überhaupt etwas ergreifen, berühren und interessieren? Lakoff, Johnson und andere Protagonisten des „Embodied Mind"-Ansatzes geben folgende Antwort: Es sind Grundschemata der leiblichen Befindlichkeit und leiblichen Aktion in der Umwelt, die unser Lebensgefühl umfassend bestimmen. In seinem für unser Thema wegweisenden Buch „The Meaning of the Body: Aesthetics of Human Understanding"[2] entwickelt Johnson die These, dass die leiblich-räumlich gespürte Bedeutung von Befindlichkeits- und Aktionsschemata als fundamental ästhetische (sprich: von erlebten Anmutungen bestimmte) Verfassung unseres Daseins zu interpretieren ist – jedenfalls aller jener Dimensionen des Daseins, die uns etwas angehen, uns berühren und beeinflussen. Lakoff und Johnson betonten zunächst vor allem, dass diese Grundschemata die Bedeutung von Gesprochenem bis in die so genannt abstraktesten Bereiche fundieren und Sprache so im leiblichen Erleben verankern.

Doch lassen sich die angedeuteten Überlegungen prinzipiell auf alles erweitern, was unser Erleben beeinflusst, somit auch auf alle uns etwas angehenden, uns berührenden und interessierenden Dimensionen des Daseins in der Stadt.

2. LEIBLICH-RÄUMLICHES SPÜREN

Ästhetik in diesem Verständnis beinhaltet die Rehabilitierung und das theoretische Ernstnehmen eines leiblich-sinnlich fundierten Erkenntnisvermögens, das sich kaum unterscheiden lässt von einer Erkenntnis-fundierten Sinnlichkeit, bedeutet also nicht nur eine Kunstlehre, nicht nur eine Theorie des Schönen und Hässlichen, sondern eine allgemeine fundamentale Anmutungslehre, die sich auf Wahrnehmung, Erleben, Erkennen und auch Handeln erstreckt. Ästhetische Dimensionen unserer Erkenntnis- und Formungskraft zielen dem neuen Ansatz zufolge weit über das hinaus, was wir vage mit dem Wort „Geschmacksurteil" zu bezeichnen pflegen. Bemerkenswerterweise nimmt ästhetische Theorie damit ihr ursprüngliches Programm wieder auf oder knüpft jedenfalls daran an: Alexander Baumgarten, der in der Zeit der Aufklärung eine theoretische Ästhetik begründete, betrachtete sie als eine Theorie der sinnlich vermittelten Erkenntnis, die er damals als Gegensatz und Ergänzung der rationalen Erkenntnis verstand. Die Einengung auf die Kunst geschah später. Oft finden wir das griechische Wort „Aisthesis" als „Wahrnehmung" übersetzt. Der deutsche Philosoph Gernot Böhme er-

2 *G. Lakoff / M. Johnson*, The Meaning of the Body. Aesthetics of Human Understanding, Chicago, 2007.

innert daran, dass Wahrnehmung im Sinne dieses Wortes weit mehr als distanziertes gleichgültiges Erkennen bedeutet: „Aisthesis meint die sinnlich-affektive Teilnahme an den Dingen."[3] Um eine Ästhetik, welche einer derart verstandenen Bedeutung des Wortes „Aisthesis" gerecht wird, geht es uns hier.

3. ATMOSPHÄREN UND STIMMUNGEN – GERNOT BÖHME

Wie sieht nun die Fundierung einer neuen Ästhetik im leiblich-sinnlichen Erleben in einer Umwelt aus? Bedeutende Ansätze dazu finden sich in Überlegungen der deutschen Philosophen Hermann Schmitz und im Anschluss bei Gernot Böhme. So untersucht Böhme, ausgehend von einer Konzeption von „Dasein als spürbare Anwesenheit" die „Beziehung von Umgebungsqualitäten und Befindlichkeiten" und fragt, wie eine solche Beziehung sich im Erleben gestaltet. Gedanken von Hermann Schmitz aufgreifend entwickelt und expliziert Böhme die These, dass die Beziehung von Mensch und Welt wesentlich in den so genannten „Atmosphären" erlebt werde. Atmosphären im Sinne von Schmitz und Böhme sind affektive Tönungen, die Leib und Raum, Subjekt und Objekt, Mensch und Welt umgreifen und so die basale Erfahrung von deren Zusammengehörigkeit und Einheit vermitteln. So kann eine „bange Atmosphäre" einen Raum erfüllen und affektiv charakterisieren, vielleicht den neu eintretenden „anstecken". Auch ein Phänomen wie die Dämmerung ist wesentlich eine das Erleben prägende atmosphärische Stimmung im Raum.[4] In einer gotischen Kathedrale herrscht eine typische Atmosphäre und so fort.

Hermann Schmitz und Gernot Böhme gelangen jenseits des üblichen Dualismus von Körper und Seele, Subjekt und Objekt zu Einsichten über den Leib in der Welt als zentralem Gegenstand. Hermann Schmitz entwickelt eine Leibphilosophie, deren Leibkonzept er wie folgt erläutert:

> *„Wenn ich vom Leib spreche, denke ich nicht an den menschlichen oder tierischen Körper, den man besichtigen oder betasten kann, sondern an das, was man in dessen Gegend von sich spürt, ohne über ein ‚Sinnesorgan' wie Auge oder Hand zu verfügen [...]."*[5]

Gernot Böhme fordert ganz im Sinne des Spürens des eigenen Leibes eine Renaissance der sinnlichen Wahrnehmung, der (Wieder-)Entdeckung des Atmosphärischen als ein elementares Kriterium der Ästhetik. Es sind die verschiedenen Atmosphären, die akustische Atmosphäre, die Atmosphäre des Lichts, die der Farbe und der Materialien, die unsere Sinnlichkeit in einer Umgebung ansprechen. Atmosphären sind für Böhme die erste und entscheidende Wirklichkeit für die Ästhetik, da sie als räumliche Träger von Stimmungen fungieren. Das Atmosphärische stelle etwa das wirklich Wesentliche einer

3 *G. Böhme*, Atmosphäre. Essays zur neuen Ästhetik, Frankfurt a.M. 1995, S. 51.
4 Vgl. hierzu auch *G. Böhme*, Dämmerung als Atmosphäre, in: Die alte Stadt 34, 1/2007, S. 45-54.
5 *H. Schmitz*, Der unerschöpfliche Gegenstand, Bonn 1990, S. 115.

Stadt dar, da sie ästhetische Reaktionen zu unterstützen vermöge und damit das Empfinden und Verhalten der Menschen beeinflusse, so dass sie sich beispielsweise in einem Ort heimisch und mit ihm verbunden fühlen. „Atmosphären, wie man sie in Umgebungen, aber auch an Dingen oder an Menschen empfindet", sind nach Böhme, „das zentrale Thema der Ästhetik."[6] Der Raum bildet bei Böhme für den Menschen eine Art subjektive Resonanz, die das Individuum mit seinen Stimmungen und Befindlichkeiten in den Mittelpunkt rückt. Verbunden ist damit eine gewisse Subjektivierung und Psychologisierung der Ästhetik, die jedoch nicht missverstanden werden darf: Atmosphären – etwa in einer Kathedrale – werden von verschiedenen Menschen oft sehr ähnlich erlebt und haben somit auch etwas quasi-objektives den Dingen und Räumen gewissermaßen anhaftendes. Böhme umreißt, was er für die Vorzüge des „Atmosphären"-Ansatzes gegenüber traditioneller Ästhetik hält:

> *„Was damit überwunden ist, wurde benannt: die Selbstbeschränkung der Ästhetik auf das Urteil und den rationalen Diskurs, die Verpönung von Sinnlichkeit und affektiver Teilhabe, die Verdrängung des Leibes, die Einschränkung des Interesses auf die Kunst und das Kunstwerk, die Dominanz der Semiotik und die Präponderanz der Sprache. Was zu gewinnen ist, zeichnet sich ab: die Rekonstruktion eines vollständigen Wahrnehmungsbegriffs, die Wiederentdeckung leiblicher Anwesenheit."*[7]

Böhme fordert die Kultivierung einer „ästhetischen Arbeit", bei der es jenseits der sachlich-nützlichen Produktion darum geht, „durch Arbeit am Gegenstand Atmosphären zu machen. Diese Art von Arbeit finden wir überall. Es gehören dazu: Design, Stadtmarketing, Werbung, die Herstellung von Musikatmosphären (akustische Möblierung), die Innenarchitektur – und dann natürlich der ganze Bereich der eigentlichen Kunst."[8]

4. AUFFASSUNGEN, WAS ÄSTHETIK IST UND LEISTEN KANN

Intuitiv in langer Tradition gewonnen und bewährt mag solches Wissen zwar ein hohes Niveau in den entsprechenden Bereichen und somit auch in Städtebau und Architektur befördern und somit eminent nützlich sein. Theoretisch unbefriedigend bleibt allerdings, dass die meisten Heuristiken für die „ästhetische Arbeit" reines Erfahrungswissen darstellen. Sie bilden somit ein theoretisch unverstandenes, letztlich beliebiges und rätselhaftes Sammelsurium von Anleitungen, da die wesentliche Frage weitgehend unbeantwortet bleibt: Warum und auf welche Weise erzeugen eigentlich – zum Beispiel – bestimmte Eigenschaften der Umwelt eine melancholische und düstere Stimmung? Allgemeiner gefragt: Wie lässt sich die gespürte Anmutung von Dingen, Prozessen und Umweltcharakteristika nicht nur als Phänomen konstatieren, sondern auch verstehen?

6 *G. Böhme* (s. A 3), S. 16.
7 Ebda., S. 177 f.
8 Ebda., S. 35.

Und noch allgemeiner gefragt: Wie können wir begreifen, warum und auf welche Weise überhaupt irgendetwas in der Welt uns anrühren, ergreifen und interessieren kann?

Die erste sich aufdrängende Frage ist natürlich, welche Art von Antwort hier als „Verstehen" gelten könnte. Nach welcher Sorte von Erklärung und Fundierung sollen wir suchen, um die Ursachen und Effekte von „Anmutungen" grundsätzlicher zu begreifen? Zwei prinzipielle Arten von Antwort scheinen uns möglich, die zwei prinzipielle Auffassungen von Ästhetik implizieren.

Im Extrem der ersten Auffassung lassen sich die Prinzipien und Regeln, gemäß denen wir Menschen von Dingen berührt und ergriffen werden, letztlich nicht hinterfragen und fundamental begründen. Wir können sie nur feststellen, ohne dass es einen tieferen Sinn dahinter gibt. Dieser Auffassung zufolge sprechen etwa der Goldene Schnitt, Ausgewogenheit, vielleicht auch ein dumpfmurmelndes Gewässer in einem Garten ein vom sachlichen Erkenntnisvermögen unabhängiges ästhetisches Empfindungsvermögen in uns an, das uns reine Geschmacksimpressionen vermittelt. Diese Geschmacksimpressionen beinhalten keine weitere Erkenntnis, als dass der betrachtete Gegenstand eben schön oder hässlich ist, vielleicht auch eine „sanftmelancholische Stimmung" ausstrahlt und so fort. Vielleicht lassen sich allgemeiner formulierte Prinzipien finden, doch nach einem tiefer verstehbaren Grund, warum etwa der Goldene Schnitt als schön oder ein Schatten werfendes Gebäude als melancholisch empfunden wird, lässt sich nicht sinnvoll fragen – es ist eben so. In dieser Auffassung ist Ästhetik eine gleichsam frei schwebende, unabhängige und selbständige Disziplin, die sich mit Geschmacksurteilen als Geschmacksurteilen beschäftigt und die Regeln und sachlichen Bedingungen zu erkennen versucht, unter denen wir zu speziellen Geschmacksurteilen kommen.

Im Extrem der zweiten Auffassung sind sämtliche Prinzipien und Regeln, denen gemäß uns etwas anmutet und berührt, zunächst und vor allem für unser praktisches Leben und Überleben von Bedeutung. In manchen Fällen lassen sich intuitiv einleuchtende Erklärungshypothesen dieses Typs ohne große Mühe finden – etwa, wenn jemand die unheimliche Anmutung düsterer und dunkler Räume damit zu erklären vorschlägt, dass wir in der Dunkelheit Bedrohungen und Feinden stärker ausgeliefert sind als im Hellen und dass deshalb unser Befinden in der Dunkelheit von latenter Bedrohlichkeit gefärbt ist. Verallgemeinert gesagt werden wir von Umständen affektiv berührt, die normalerweise und vor allem etwas über Lebenssituationen aussagen – dass sie dies dann auch von realen Lebenssituationen losgelöst tun können, etwa im Kunstwerk, ist ein sekundärer Effekt. In dieser zweiten Auffassung trägt Ästhetik zum Verständnis unseres gesamten Daseins bei, da sie sich mit der lebenspraktischen Bedeutung und Verwurzelung leiblich-sinnlich empfundener Anmutungen beschäftigt.

Es ist sicherlich bereits deutlich geworden, dass wir hier stark zur zweiten Auffassung von Ästhetik tendieren. Wir Menschen sind lebendige Naturwesen, und es scheint plausibel, zu vermuten, dass unsere affektiv verwurzelten Reaktionen auf Umwelteigenschaften grundsätzlich Bedeutungsvolles für unser Leben signalisieren, weil die jewei-

ligen Umwelteigenschaften ursprünglich solche Bedeutung haben. Anknüpfend an den oben von Böhme heraus gestellten ursprünglichen Sinn des griechischen Wortes „Aisthesis" eröffnet sich die Perspektive einer allgemeinen Anmutungslehre, welche klassische Konzepte von Ästhetik durchaus integriert, aber doch die Weisen und die Bereiche der Betrachtung entscheidend erweitert. Inwieweit eine solche Perspektive angemessen und brauchbar ist, muss sich in der Ausführung zeigen.

5. UMWELTLICHE AUFFORDERUNGEN – JAMES J. GIBSON

Eine nahe liegende Strategie, diese Perspektive weiter zu eruieren und auszubauen ist es, für unser Thema möglicherweise inspirierende und ergiebige Konzepte und experimentelle Ergebnisse aus Psychologie und Biologie zu betrachten. Ästhetische Fragen stehen im Zusammenhang mit dem Beginn der Architekturpsychologie, die sich um 1965 „als eigenständiges Fachgebiet" entwickelte.[9] In den folgenden Jahrzehnten entstand eine Reihe von Publikationen zum Thema Ästhetik, die die Erkenntnisse der *kognitiven Psychologie* mit integrierte. Verstehen wir Ästhetik tendenziell als allgemeine Anmutungslehre, dann sind aber auch Konzepte interessant, die keineswegs als ästhetische Konzepte gemeint waren, etwa die Theorie umweltlicher „Aufforderungen" (Affordances) des US-amerikanischen Psychologen James J. Gibson.[10] Die Grundidee dieser Theorie ist, dass wir Gegenstände und Umwelteigenschaften nicht als neutral und gleichgültig wahrnehmen, sondern im Lichte von Handlungs- und für uns wichtigen Ereignismöglichkeiten, die sie uns gewissermaßen durch ihre Gegenwart anbieten. So nehmen wir einen Stuhl als Sitzgelegenheit wahr, eine Tür als „zum Hindurchgehen", einen Abgrund als „zum Hineinfallen". Gibson drückte dies so aus, dass der Stuhl zum Sitzen „auffordert", die Tür zum Hindurchgehen, der Abgrund zum Hineinfallen. Die wahrgenommenen „Aufforderungen" sind dabei auf unsere menschlichen Eigenschaften und Möglichkeiten, etwa die unseres Leibes, bezogen: Eine Treppe würde uns nicht zum Hinaufsteigen „auffordern", wenn wir winzig wären wie Ameisen. Eine solche erlebte „Aufforderung" etwa durch einen Stuhl, der zum Sitzen einlädt, ist gewiss eine affektiv getönte, leiblich-sinnlich erfahrene Anmutung des Stuhles, vielleicht eine im Raum gespürte Beziehung zwischen meinem Leib, der sitzen möchte und dem Stuhl, der zum Sitzen auffordert. Eine erlebte „Aufforderung" wird jedoch durch das, was Schmitz und Böhme unter „Atmosphäre" verstehen, nicht recht charakterisiert. Die Berücksichtigung von umweltlichen „Aufforderungen" scheint also die Domäne von Anmutungen, welche diese beiden Autoren im Sinne haben, zu erweitern. Bemerkenswerterweise haben wir in den „Aufforderungen" nun auch eine Kategorie von Anmutungen, bei denen wir nicht einmal mehr fragen müssen, ob sie vielleicht eine lebensweltliche Einbettung haben: Die Wahrnehmung einer solchen „Aufforderung" enthält

9 Vgl. *D. Leising*, Die Macht der Räume, in: Psychologie heute, Januar 2002.
10 *J. J. Gibson*, Wahrnehmung und Umwelt, München 1982.

wesentlich, als solche und unmittelbar die Erkenntnis ihrer lebensweltlichen Einbettung und Bedeutung – die empfundene Aufforderung ist letztlich nichts anderes als diese Bedeutung.

Gibsons Theorie lässt sich durchaus als „Embodied Mind"-Ansatz im oben angedeuteten Sinne charakterisieren, da der erlebende Mensch in seiner erlebten Umwelt und die Einheit beider ihr Thema ist, mit Betonung des leiblich-sinnlichen Spürens. Dinglich wahrgenommene Aufforderungen lassen sich weder als rein „geistig" noch als rein „körperlich" charakterisieren – es mutet künstlich an, die erlebte Anmutung in solche Komponenten zu unterteilen.

Gibson arbeitete ein weiteres Charakteristikum unserer Wahrnehmung heraus, das im Rahmen eines Embodied-Mind-Ansatzes wichtig ist, nämlich dass unsere Wahrnehmung nicht nur auf unsere leiblichen Aktionsmöglichkeiten bezogen ist, sondern auch durch leibliche Aktion erzeugt wird. Schon ein Bild betrachten wir, indem wir es mit den Augen abtasten, dabei vielleicht den Kopf bewegen, weiter weg und näher heran treten. Um eine Statue gehen wir herum und befühlen sie vielleicht auch, das Sehen ergänzend und unterstützend. Das Sehen ist Gibson zufolge sehr unzureichend charakterisiert, wenn, wie so oft üblich, das Auge wie eine still stehende Kamera dargestellt wird, die passiv die Lichtstrahlen empfängt. Sehen ist Gibson zufolge ein aktiver Prozess, der die Bewegung des ganzen Körpers als ein dem Sehen dienendes „Wahrnehmungsystem" erfordern kann. Für das Verständnis der Dreidimensionalität und der körperlichen Wahrnehmung sind Gibson zufolge vor allem ein Grundorientierungssystem und das haptische System entscheidend, das taktile und kinästhetische Wahrnehmung beinhaltet.

Architekturtheoretiker haben Körperlichkeit und Räumlichkeit unseres Erlebens und Handelns auf recht vielfältige Weise in den Blick genommen, was im Folgenden an einigen weiteren Beispielen erläutert sei.

6. GESCHICHTE DER LEIBBEZOGENEN ANSÄTZE IN DER ARCHITEKTUR

Die für den *Embodied Mind*-Ansatz zentrale These ist, dass mentale Tätigkeit – unser Wahrnehmen, Denken und Handeln – auf unserer körperlichen Existenz in einer Umwelt beruht und aus dieser erwächst. Frühe Versionen der Idee, dass unser Wahrnehmen auf unserer körperlichen Existenz in einer Umwelt beruhen könnte, wurden zum Ende des 19. Jahrhunderts, in der Phase des Historismus, als mögliche Hilfsmittel zur Erforschung gebauten Raumes exploriert. Die Kunsthistorikerin Kirsten Wagner wies kürzlich auf der Basis eigener historischer Forschungsarbeiten darauf hin, dass die beiden als Architekturtheoretiker tätigen Kunstwissenschaftler Heinrich Wölfflin[11] und

11 *H. Wölfflin*, Prolegomena zu einer Psychologie der Architektur, Diss. München 1886, in: *J. Gantner* (Hrsg.), Heinrich Wölfflin. Kleine Schriften. 1886-1933, Basel 1946, S. 13-47.

August Schmarsow[12] leibbezogene Ansätze in der Architektur und Kunst untersuchten. Wölfflin ging vom Leib aus, dessen Organisation, äußere Physiognomie sowie Empfindungen sich in der Architektur spiegeln. Somit entsprechen menschlicher und architektonischer Körper einander. Diesen Autoren zufolge empfinden wir beispielsweise „Schwere" an Gebäuden, indem wir unsere eigene körperlich erlebte Schwere auf diese übertragen. Schmarsows Ansatzpunkt war der aufrecht stehende Leib, der aufgrund seiner Axialität immer schon einen Raum ausbilde.[13] Bald gerieten diese Theorien mit der beginnenden Moderne in Vergessenheit.

Erst im Zuge der aufkommenden Postmoderne kam es zu einer Wiederaufnahme der Körper-bezogenen Ansätze in der Architekturtheorie, etwa inspiriert durch die bereits erwähnten Arbeiten von James J. Gibson. Die Wichtigkeit des Grundorientierungssystems und des haptischen Systems für die Wahrnehmung der körperlichen Bewegung und des Raumes wurde regelrecht neu entdeckt. Die fundamentale Bedeutung des Körpergefühls wird überhaupt oft unterschätzt, ja, dieser Sinn wird oft nicht einmal bemerkt. Kennzeichnend ist hier die klassische Annahme des Aristoteles, der fünf Sinne unterschied, nämlich Sehen, Hören, Riechen, Schmecken und Berühren.[14] Der Körperfühlsinn war nicht auf seiner Liste. Der Raum mit seiner existenziellen Bedeutung für die Wahrnehmung wurde von Autoren wie Rudolf Arnheim,[15] Kent C. Bloomer, Charles Moore[16] und Peter F. Smith,[17] Juhani Pallasmaa[18] und Wolfgang Meisenheimer[19] erforscht.

Manche Autoren fragten auch nach einer möglichen lebensweltlichen Fundierung und Erklärung von ästhetischen Regeln. So leitete der Architekturpsychologe Peter Smith ästhetische Regeln evolutionsbiologisch aus der körperlichen Erfahrung des Menschen ab. Nach Smith sei beispielsweise die ästhetische Bedeutung von *Ausgewogenheit* am leichtesten zu erklären, wenn man eine Analogie zur Physik herstelle. Der Mensch könne ein Objekt auf Ausgewogenheit hin prüfen, indem er dessen Elementen „verschiedene Gewichte" beimesse.[20] Gebräuchliche Sprachbilder dokumentieren den Bezug wahrgenommener Eigenschaften von Gebäuden zum Gewicht und zu am Körper erlebten Kräften, wenn Gebäudeteile beschrieben werden mit Attributen wie leicht, schwer, gewichtig, erdrückend, beengend. Das menschliche Gehirn habe das Bedürf-

12 *A. Schmarsow*, Das Wesen der architektonischen Schöpfung. Antrittsvorlesung Universität Leipzig 08.11.1893, Leipzig 1894.
13 Ebda.
14 *K. C. Bloomer / Ch. Moore*, Architektur für den Einprägsamen Ort, Stuttgart 1980, S. 49; *J. J. Gibson*, Die Sinne und der Prozess der Wahrnehmung, Bern 1973; *J. J. Gibson*, Wahrnehmung und Umwelt, München 1982.
15 *R. Arnheim*, Die Dynamik der architektonischen Form, Köln 1980.
16 *K. C. Bloomer / Ch. Moore* (s. A 14).
17 *P. F. Smith*, Architektur und Ästhetik, Stuttgart 1979, S. 21.
18 *J. Pallasmaa*, The Eyes of the Skin, Architecture and the Senses, Chichester 2005.
19 *W. Meisenheimer*, Das Denken des Leibes und der architektonische Raum, Köln 2. Aufl. 2006.
20 *P. F. Smith* (s. A 17), S. 21.

nis, an Gebäudeteilen empfundene Gewichtsimpressionen möglichst ausgewogen einzuordnen. Dies erkläre sich physiologisch bzw. existenziell aus der für solche Empfindungen wesentlichen Bedeutung unseres angeborenen Gleichgewichtssinnes, der sich „von der Anpassung eines ursprünglich vierfüßigen Lebewesens an eine aufrechte Körperhaltung ableiten" lasse.[21] Um den Kopf auf unserer Wirbelsäule zu balancieren, spiele unser von Gravitation und aufrechter Haltung bestimmtes Raumerleben eine wesentliche Rolle, das zwischen *oben* und *unten* und zwischen *links* (linkisch) und *rechts* (recht haben) unterscheide. *Abwärts* sei mit negativen, deprimierenden Assoziationen, *aufwärts* dagegen fast immer mit positiven Assoziationen verknüpft.

In ähnlicher Weise argumentiert der Kunst- und Architekturpsychologe Rudolf Arnheim: Da der Mensch auch auf schrägen Ebenen die Vertikale suche, werde „das Sein im wesentlichen als Vertikalität empfunden."[22]

Der finnische Architekt und Architekturtheoretiker Juhani Pallasmaa hat in „The Eyes of the Skin" die Bedeutung des Leibes für die Wahrnehmung, insbesondere der Sinne, untersucht. Beeinflusst vom „Embodied Mind" Ansatz von George Lakoff und Mark Johnson beschreibt er die Vielfalt der sinnlichen Wahrnehmungsmöglichkeiten. Gleichzeitig konstatiert und kritisiert er die Überbetonung einer einseitig visuell ausgerichteten Wahrnehmung. Die wachsende Bedeutung des Auges scheine parallel „zur Entwicklung des westlichen Ego-Bewusstseins" zu laufen und bedeute „eine wachsende Trennung des eigenen Seins und der Welt".[23] Insbesondere die technologische Kultur habe uns immer mehr von den Sinnen separiert und erzeuge „Distanziertheit und Isolation".[24] Durch die einseitige Bedeutung der visuellen Wahrnehmung, „erblicken wir die Welt von Außen als Betrachter", anstatt in der Welt zu sein.[25] Die Architektur werde dadurch „abstoßend flach", „unwesentlich" und „unreal".[26] Das Sehen trenne uns immer mehr von der Welt, während „die anderen Sinne uns mit der Welt verbinden".[27] Erst aus der Vielfalt und vieldimensionalen Verbindung und Integration der Sinnes-Ebenen könne sich ein architektonischer Raum bilden, der Menschen auch berührt.

Auch der deutsche Architekt Wolfgang Meisenheimer hat die körperliche Wechselbeziehung zwischen Architektur und Körper in seinem Buch „Das Denken des Leibes und der architektonische Raum" untersucht. Grundlage seiner Überlegungen ist, dass der architektonische Raum „nicht – wie ein Ding – objektiv von uns gelöst, sondern handlungsbezogen" sei und insofern auch „szenisch".[28] So sucht Meisenheimer alle ar-

21 Ebda., S. 22.
22 *R. Arnheim* (s. A 15), S. 43.
23 *J. Pallasmaa* (s. A 18), S. 25.
24 Ebda., S.19.
25 Ebda., S.30.
26 *J. Pallasmaa*, Architecture and the Senses, in: *I. Flagge* (Hrsg.), Architektur und Wahrnehmung, Darmstadt 2003.
27 *J. Pallasmaa* (s. A 18), S. 25.
28 *W. Meisenheimer* (s. A 19), S. 15, 19.

chitektonischen Definitionen von den Gefühlen des Leibes her neu zu betrachten und zu formulieren.[29] Er übernimmt damit die Forderung des Philosophen Gernot Böhmes nach einer Renaissance der sinnlichen Wahrnehmung und der (Wieder-)Entdeckung des Atmosphärischen als einem elementarem Kriterium der Ästhetik.

7. »EMBODIED MIND«-ANSATZ BEI GEORGE LAKOFF UND MARK JOHNSON

Seit den 1980er Jahren mehrten sich die Stimmen, die vermuteten, dass in unserem alltäglichen Dasein als in der Welt agierenden körperlichen Wesen der Schlüssel auch zum Verständnis unserer höchsten geistigen Leistungen zu finden sei. „Embodied Mind" wurde zum neuen Zauberausdruck, den sich diese Bewegung auf die Fahnen geschrieben hat. Da er sich nur schlecht und unbeholfen übersetzen lässt, etwa als „verkörperter Geist", möchten wir ihn weiter in der englischen Form benutzen.

Menschliche Geistestätigkeit sei, so das neue Credo der Protagonisten der „Embodied Mind"-Bewegung, in unserer körperlichen Existenz verankert, sei fundamental und genuin leiblich geprägte Aktivität. Der Geist wird nicht mehr als vom Körper getrennt, sondern als ursprünglich leiblich verstanden, oder anders herum: der Körper wird als geistbegabter Leib verstanden. Auch abstrakteste Denkprozesse und Denkgebäude sind in diesem Verständnis keineswegs so objektiv, zeitlos und universell wie es traditioneller Philosophie und Wissenschaft oft schien, sondern dadurch gekennzeichnet, geformt, ja bestimmt, dass wir einen spezifisch gearteten Leib haben, mit dem wir uns in spezifisch gearteten Umwelten bewegen. Denken ist also nicht auf unsere leiblich-räumlich erlebte Realität „aufgeklebt", sondern erwächst aus ihr und gestaltet sie.

George Lakoff und Mark Johnson haben seit den 1980er Jahren – im Anschluss an ältere Vorstellungen vor allem von William James und John Dewey – Ideen erarbeitet, über welche Prozesse der Mensch nicht nur mit seiner körperlichen Tätigkeit, sondern auch mit seiner scheinbar „höheren" mentalen Tätigkeit im Leiblich-Räumlichen verankert ist. Lakoff und Johnson postulieren: Wir gewinnen grundlegende generalisierbare Wahrnehmungs- und Aktionsschemata aus unserem Umgang mit der Umwelt. Diese Wahrnehmungs- und Aktionsschemata sind so geartet, dass sie in einem zweiten Schritt nicht nur das konkrete, sondern „metaphorisch" auch das abstrakte Erleben strukturieren können. Beispielsweise lernen wir im direkten Umgang mit der Welt, was ein Behälter ist und wie er funktioniert. Zum Behälter gehört, dass ein Gegenstand „im" Behälter sein kann oder draußen, dass er hinein und hinaus gelangen kann und so fort. Nun sagen wir aber auch, dass wir etwa den Namen eines Kollegen „im Gedächtnis" haben oder dass er „unserem Gedächtnis entfallen" ist, und so fort. Sich erinnern können ist per se weder ein Ding noch gar ein Behälter, doch machen wir es Lakoff und Johnson

29 Ebda.

zufolge metaphorisch dazu – und lassen dann unser Denken „über das Gedächtnis" von der metaphorischen „Projektion" des „Behälter-Schemas" strukturieren.

Das menschliche „konzeptuelle System" baut sich also Lakoff und Johnson zufolge zweistufig auf. Grundlegend sind die „nichtmetaphorischen Konzepte", welche quasi unmittelbar aus unseren elementaren Erfahrungen mit der Welt erwachsen und von diesen her definiert sind. Sie charakterisieren die erste, direkt in der Welt verankerte Stufe unseres konzeptuellen Systems. Lakoff und Johnson betonen dabei: Obwohl wir annehmen müssen, dass die materielle Welt auch unabhängig von uns existiert, sind die Konzepte, mit denen wir sie fassen keineswegs unabhängig von uns, sondern stets auf uns Menschen als körperliche Wesen bezogen. So sind die Raumdimensionen „oben" und „unten" für uns wesentlich mit der Richtung der Erdenschwere verbunden. Für Wesen, die als Kugeln im Weltall schweben, könnte es diese Orientierungsdimensionen nicht geben.

Wichtig in unserem Zusammenhang ist hierbei: die leiblich-räumlichen konzeptuellen Schemata der beschriebenen Art stellen nicht ein affektunabhängiges gedanklich-zeichenhaftes Wissen dar, sondern wirken unmittelbar als leiblich spürbare Anmutungen. Beispiel Behälter-Schema: In einem Behälter zu sein, fühlt sich auf ganz bestimmte charakteristische Weise an. Je nach Größe des Behälters kann das Umschlossensein beengend wirken oder ein Weitegefühl vermitteln, je nach Situation als Schutz oder Gefängnis erlebt werden. Auch jemand oder etwas anderes in einem Behälter zu sehen oder zu wissen, fühlt sich auf bestimmte Weise an, wobei auch Resonanz und Einfühlung eine Rolle spielen können: In den experimentellen Kognitions- und Neurowissenschaften verdichten sich die Hinweise, dass wir andere Dinge, Organismen und Personen „einfühlend" wahrnehmen können, indem wir auf unser eigenes Daseinsgefühl als Objekt, Organismus und Person zurückgreifen. Die unmittelbar leiblich-räumlichen konzeptuellen Schemata sind somit Gegenstand der von uns gesuchten neuen Ästhetik als allgemeiner Anmutungslehre.

„Metaphorische Konzepte" charakterisieren die zweite Stufe unseres konzeptuellen Systems. Hier finden wir die Schemata der Welterfahrung wieder, doch auf Bereiche übertragen, aus denen sie nicht erwachsen sind und aus denen sie nicht von selbst erwachsen würden. So überträgt die Redewendung „Ein zerbrechliches Ego" das physikalische Konzept der Zerbrechlichkeit, das aus unserer dinglichen Welterfahrung stammt, auf die menschliche Psyche. „Eine tiefe Seele" wird erst über die räumlich verankerte Metapher tief – denn ursprünglich und als solcher kommt der geistig und empfindend verfassten Form unseres Anwesendseins in der Welt (wenn wir die Seele hier einmal so definieren) in keinem Sinne „Tiefe" zu.

Wichtig in unserem Zusammenhang ist hierbei: Auch die metaphorischen Konzepte sind Lakoff und Johnson zufolge leiblich-räumlich verankert. Die (sei es qua Wahrnehmung, sei es qua Phantasie) empfundene räumliche Dimension „Tiefe" findet sich also sowohl in der „Seelentiefe" als auch etwa in der Tiefe eines Sees, so dass die beiden Konzepte aufgrund dieser gemeinsamen Dimension in Resonanz treten können und das

Sprichwort „Stille Wasser sind tief" auf einen Menschen angewandt quasi unmittelbar verständlich wird. Auch metaphorische Konzepte wirken somit über leiblich-räumliche Anmutungen und sind deshalb Gegenstand der von uns gesuchten neuen Ästhetik als allgemeiner Theorie der Anmutung, ebenso wie die Resonanz von metaphorischen und unmittelbar leiblich-räumlichen Konzepten, die die Anmutung von Umgebungen und damit von Stadt und Architektur wesentlich mitbestimmen dürften.

8. EINE GRUNDLEGENDE WENDE IN DEN KOGNITIONSWISSENSCHAFTEN

Bemerkenswerterweise ist aus den theoretischen Grundvorstellungen der traditionellen Kognitionspsychologie und allgemein der Kognitionswissenschaften nicht recht zu ersehen, wie die so oft aus intuitiven und phänomenologischen Überlegungen heraus behauptete wichtige Rolle des Körpers beim Raumerleben anhand der Mechanismen unserer Geistestätigkeit verständlich gemacht werden könnte. Dabei waren die Pioniere der „kognitiven Revolution" in den 1950er und 1960er Jahren mit dem Anspruch angetreten, den bis dahin vorherrschenden behavioristischen Vorstellungen ein adäquateres Bild vom denkenden und handelnden Menschen entgegen zu setzen. Anders als die damals dominante behavioristische Lehre annahm, sei der Mensch nicht nur durch sein „Verhalten" auf „Reize" hin charakterisiert, sondern ein mentales Wesen. Und den Schlüssel zum Verständnis dieses mentalen Wesens glaubten die frühen „kognitiven Psychologen" in den Händen zu halten. Geist bedeute Denken, so ihr Credo, und Denken sei die Manipulation von Zeichen nach logischen Regeln – und damit so etwas wie Rechnen. Verführerisch war die Leitvorstellung, der Geist sei ein kunstvoll gestricktes „Programm", für das es letztlich gleichgültig sei, ob es nun auf einer „Hardware" namens Gehirn oder einer „Hardware" namens Computer läuft. Zwar merkten die Forscher bald, das für viele Probleme das reine Rechnen doch nicht so ganz ausreichte, doch die Lösung schien zunächst einfach: Der Mensch verfüge über eine zugehörige weitläufige und komplexe „Wissensbasis", etwa in Form „semantischer Netze", auf die er beim Denken, Reden und Handeln zurückgreife – und wenn eine solche Computern beigegeben werde, dann würden diese schließlich wie Menschen denken können. Doch auch eine solche Wissensbasis würde aus Zeichen bestehen, so dass das Problem entstand: Wie können Zeichen überhaupt Bedeutung haben und Wissen repräsentieren?

Die eigenartige Weltlosigkeit der abstrakten Symbolsysteme und der regelgeleiteten Zeichenmanipulation rief schon früh Skeptiker auf den Plan, die behaupteten, rein mit Zeichen operierende Systeme könnten Welthaltigkeit niemals in und aus sich selbst oder durch Programmierung über Zeichen gewinnen, sondern nur durch Kontakt mit der wirklichen Welt. Das Problem des „Symbol grounding" war formuliert: Zeichen müssen in der Welt verankert sein, um Welt bedeuten zu können. Doch wie kann das geschehen? Zeichen können ja nicht in der Realität wurzeln wie Bäume in der Erde, sondern erscheinen stets, da ihre Form beliebig ist, als den tatsächlichen Dingen will-

kürlich „aufgeklebt". Die Vermutung wurde immer stärker, dass Zeichen manipulierende Computer unmöglich wie Menschen verstehen könnten, was sie machen. So ergab sich die Aufgabe, neu zu erforschen, was eigentlich menschliches Verstehen ausmacht und auszeichnet. Die Idee des „Embodied Mind", dass Intelligenz einen Körper in einer Umwelt benötigt, kann als grundlegende Wende in der Kognitionswissenschaft angesehen werden.

9. LEIBLICHE ERFAHRUNGEN

Zahlreiche sprachliche Metaphern sind keineswegs nur verzierende aber letztlich unnötige sprachliche Ausdrücke, sondern bilden leiblich-räumlich verankerte konzeptuelle Systeme, die unser Denken und Handeln tiefgreifend und wesentlich strukturieren. In ihrem Buch „Metaphors We Live By" belegen Lakoff und Johnson, wie sehr unsere Alltagssprache von Metaphern wimmelt, welche mit solchen konzeptuellen Systemen verbunden sind. Wenn wir etwa von einer „schweren Aufgabe", einem „Theoriegebäude" oder von „Überzeugungskraft" reden, dann bedeuten all diese Metaphern Lakoff und Johnson zufolge nicht nur Vergleiche mit physischem, sondern sind tatsächlich leiblich-räumlich verankert und werden leiblich-räumlich empfunden. In den folgenden Beispielen soll anhand von „Metaphern der Orientierung" gezeigt werden, wie stark die körperliche Orientierung auch als leiblich-räumliche Verankerung metaphorischer Konzepte das Leben beeinflusst – in so unterschiedlichen Bereichen wie *Glück, Gesundheit, beruflicher und sozialer Status, Kontrolle* und anderen.[30]

So ist *Glück* ist mit einer Orientierung nach oben behaftet, Unglück ist dagegen abwärts gerichtet. „Wir fühlen uns oben."[31] „Wir greifen nach den Sternen."[32] Es beflügelt einen. Man schwebt im siebten Himmel oder auf den Wolken. Man ist in Hochstimmung oder in Tiefstimmung. Eine physische Erklärung könnte nach George Lakoff und Mark Johnson darin liegen, dass traurige und depressive Menschen eine krumme und schlechte Haltung, während glückliche und positiv gestimmte Menschen eine „aufrechte Haltung" haben.[33]

Auch *Gesundheit* und *Leben* konzipieren wir mit Hilfe von räumlich verankerten Metaphern der Orientierung: Sie sind mit einer Orientierung nach oben behaftet, Krankheit und Tod dagegen abwärts gerichtet: Er ist in „Top"-Form.[34] Man „fällt" in eine „tiefe" Depression. Es „zieht mich runter". Sein Lebenswille oder Gesundheitszustand „sinkt". Er „sank" in ein Koma.[35] Eine mögliche physische Grundlage sei bei-

30 Vgl. *G. Lakoff / M. Johnson*, Metaphors We Live By, S. 5.
31 Ebda., S. 15.
32 *K. C. Bloomer / Ch. Moore* (s. A 14), S. 56.
33 *G. Lakoff / M. Johnson* (s. A 30), S. 15.
34 Ebda., S. 15.
35 Ebda., S. 15.

spielsweise, dass „eine schwere Krankheit uns zwingt, uns niederzulegen", bis hin zum Tod, der uns physisch zu Boden stürzen lässt.[36]

Beruflicher Status ist mit einer Orientierung nach oben behaftet, niedriger Status ist nach unten gerichtet. Man „steigt" die Karriereleiter nach oben und „fällt" diese Leiter wieder runter. Er hat eine „aufsteigende" Position. Er ist „am Boden" der sozialen Hierarchie.[37] Sie ist im Status „gefallen".[38] Ausschluss ergebe sich dadurch, dass der berufliche Status mit sozialer und physischer „Kraft" verbunden sei.[39]

So stehen fast alle grundlegenden Lebenskonzepte wie Gesundheit, Glück, Bewusstsein, Zukunft, das Gute usw. in direktem Zusammenhang „mit räumlichen Metaphern".[40] Zu diesen gehört auch der „Schwung", mit dem Freude einhergeht, die „Vorwärtsbewegung", der „Fortschritt" mit dem wir erfolgreiches Arbeiten assoziieren. Lakoff und Johnson zufolge sind vielfältigste metaphorische Konzepte in unseren grundlegenden körperlichen Erfahrungen verankert, manchmal als direkte Folge der Evolution. Oft sind wir uns des metaphorischen Charakters gar nicht bewusst, so selbstverständlich sind uns diese Konzepte, die unser Denken und Handeln so umfassend und fundamental formen. Zugleich bilden sie den sinnlichen Erfahrungsraum für unsere ästhetische Wahrnehmungsfähigkeit.

Eine weitere wichtige konzeptuelle Metapher ist, wie oben schon erwähnt, die des „Containers". Wir haben die Angewohnheit, den Raum gleichsam wie einen Container mit einer Innen- oder Außen-Orientierung zu belegen. So sagen wir „Er ist außerhalb der Sichtweite" oder „Das Schiff ist in Sicht".[41] Mit diesen Metaphern belegten schon Bloomer und Moore, dass wir die Angewohnheit haben, uns im Raum Grenzen für die eigene Orientierung zu ziehen. Zur Eingliederung von Eindrücken gehören auch die Maßstäblichkeit von Plätzen, die Helligkeit von Räumen und die Fluchtmöglichkeit in Gebäuden. Wird dieses Bedürfnis nach Sicherheit gestört, kommt es zu Stresssituationen. So hat man nachgewiesen, dass die Maße der alten italienischen Plätze von der Entfernung bestimmt sind, in der man ein Gesicht noch erkennen kann. Dies sei „eine grundlegend biologische Bestimmungsgröße, die vom Bedürfnis nach Sicherheit und von der Sehkraft des Gehirns gemeinsam festgelegt wurde".[42] Gerade der Städtebau der Moderne wurde als antiurban empfunden, da er mit der offenen Bauweise keine räumlichen Grenzen herzustellen vermochte.

Was sich für den Menschen als gut bzw. das Überleben fördernd erwies, wurde oft in unser Erbgut als Vorliebe programmiert. So könnte unsere Vorliebe für Harmonie und Ausgewogenheit evolutionär programmiert sein, im Zusammenhang vielleicht mit

36 Ebda., S. 15.
37 Ebda., S. 16.
38 Ebda., S. 16.
39 Ebda., S. 16.
40 Ebda., S. 17.
41 *G. Lakoff / M. Johnson* (s. A 30), S. 30.
42 *P. Smith* (s. A 17), S. 137.

unserem Sinn für körperliches Gleichgewicht, der auch in metaphorischen Konzepten wirken kann. So bevorzugen wir nicht nur in der Architektur die Tendenz zur Harmonisierung. Auch gängige Schönheitsbilder sind zumeist von Harmonie und Ausgewogenheit geprägt. So ist Symmetrie in Gesicht und Körperbau ein bevorzugtes Merkmal, vielleicht, da diese durch die sexuelle Selektion ein Indikator für Gesundheit ist. Diese zwei Eigenschaften, Harmonie und Ausgewogenheit, sind eine direkte Folge der Evolution, da diese symbolhaft für das Leben und Überleben stehen und unser Gehirn Unsicherheit und Zweideutigkeit als Schutz vor Ungewohntem ablehnt. Denn der Verlust von Gleichgewicht ist meistens mit Krankheit oder einem gefährlichem Zustand verbunden.

10. LEIBLICHE ERFAHRUNGEN DER FARBE UND DER TEMPERATUR

Neben den räumlichen Metaphern scheint auch die Wirkung der Farben mit existenziellen Bedingtheiten verknüpft. Beim „warmen Gelb" oder dem „kalten Blau" scheint nicht einmal mehr die sprachliche Vermittlung nötig zu sein. So sieht Goethe in der Farbe Gelb den „erwärmenden Effekt", da sie auch „die nächste Farbe am Licht" sei.[43] Das Blau führe dagegen „immer etwas Dunkles" mit sich und gebe „uns ein Gefühl von Kälte, so wie es uns auch an Schatten erinnere".[44] Schwere Materialien mit dunklen Farben kombiniert unterstreichen eine düstere, traurige, beklemmende und beängstigende Stimmung. So wurden Grabmonumente von Architekten wie Boullée, Kreis oder Tamms oft sehr dunkel dargestellt, um die bleierne Trauer zu betonen, während leichte und helle, reflektierende Materialien eine heitere Stimmung erzeugen.

Ebenso ist die wahrscheinlich evolutionsbiologisch begründete Regel der Ausgewogenheit auf die Bewertung etwa der Farbverteilung in einem Bild übertragbar. Mittels Farben können auch Gewichtsassoziationen ausgelöst werden. Bilden die Turmspitzen bzw. Dachenden schwarze schwere Abschlüsse, so entsteht eine düstere und drückende Wirkung. Vielfach findet man noch Häuser aus den 1970er-Jahren mit als schwer empfundenen, viel zu großen dunklen Dächern, die in der Wahrnehmung die Häuser förmlich erdrücken. Erklären lässt sich diese Wirkung damit, dass sich die Farbe normalerweise nach oben aufhellt. Schon Leonardo da Vinci hatte ein immer heller werdendes zartes Blau als stilistisches atmosphärisches Mittel eingesetzt, um die Weite in der Natur darzustellen. Auch Temperatur spielt in Empfindungen scheinbar ganz anderer Art eine Rolle. Studien ergaben bei Probanden, dass, wenn sie an „eine Zeit denken sollten, in der sie abgelehnt wurden, sie die Temperatur in dem Raum, in dem sie sich gera-

43 *G. Ott / H. O. Proskauer* (Hrsg.), Johann Wolfgang Goethe. Farbenlehre. Mit Einleitungen und Kommentaren von Rudolf Steiner, Bd. 1, 2. Auflage 1980, S. 277; dieser Ausgabe der Farbenlehre Goethes wurde der 3. und 4.Band der von Rudolf Steiner eingeleiteten Naturwissenschaftliche Schriften (1883-1897) zugrunde gelegt.

44 Ebda., S. 280.

de aufhielten, als signifikant kälter empfanden als Probanden, die sich eine Erinnerung zurückriefen, in der sie sich sozial eingeschlossen fühlten, obwohl die Raumtemperatur für beide Gruppen genau dieselbe war."[45]

11. KONZEPTUELLE VERSCHMELZUNG – GILLES FAUCONNIER UND MARK TURNER

Wie aber können metaphorische, im leiblich-räumlichen Spüren verankerte Konzepte wie das der „zerbrechlichen Psyche", der „tiefen Seele" oder des „Theoriegebäudes" überhaupt entstehen? Hier verbinden sich offensichtlich jeweils zwei Domänen – „zerbrechlicher Gegenstand" und „Psyche", „räumliche Tiefe" und „Seele", „Theorie" und „Gebäude" – zu etwas eigenem, neuem. Es drängt sich die Frage auf: Könnte es sein, dass in der Fähigkeit des menschlichen Geistes, derartige Fusionen zu erzeugen, ein Schlüssel zum Verständnis der schöpferischen Kraft überhaupt steckt, ein Schlüssel zum Verständnis sowohl von Alltagskreativität als auch zum Verständnis der höchsten künstlerischen und wissenschaftlichen Leistungen?

Die kalifornischen Psychologen Gilles Fauconnier und Mark Turner beantworten diese Frage mit einem enthusiastischen „Ja". Ihr Buch „The Way We Think" („Unsere Weise zu denken") knüpft an die Ideen Lakoffs und Johnsons an und ist den vielfältigen Phänomenen solcher Fusionen und ihren möglichen Mechanismen gewidmet.[46] Fauconnier und Turner halten konzeptuelle Verschmelzung („conceptual blending"), die Verbindung, Überlagerung und Integration unterschiedlicher „mentaler Räume" für ein allgegenwärtiges Charakteristikum menschlicher Geistestätigkeit. Ja, sie behaupten, konzeptuelle Verschmelzung sei exakt der heiß gesuchte Prozess, welcher die menschliche mentale Tätigkeit von jener der sonstigen Tiere unterscheidet.

Wir möchten die äußerst anregenden Untersuchungen dieser Autoren hier nicht im Detail berichten und besprechen. Doch scheint uns für unser Thema von höchstem Interesse, dass beispielsweise auch ein wahrgenommenes Bauwerk oder bebautes Gebiet mit den von ihm ausgehenden Anmutungen und Bedeutungen einen konzeptuellen Verschmelzungsraum im Sinne von Fauconnier und Turner konstituiert. Gebäude, überhaupt gestaltete Orte können nicht nur Resonanz herstellen mit leiblichen Richtungen, Befindlichkeiten, Haltungs- und Bewegungstendenzen, sondern sind gleichzeitig und manchmal durch die gleichen strukturellen Eigenschaften auch materielle Anker für Erinnerungen, Imaginationen, Metaphern, Rituale, Ideen und Bedeutungen vielfältigster, etwa persönlicher, geschichtlicher und spiritueller Art. So verschmilzt und integriert ein Kirchenbau das Konzept eines materiellen Versammlungshauses mit dem komplexen spirituellen, geschichtlichen und rituellen Kosmos christlicher Religiosität, um das Heilige spürbar anwesend werden zu lassen. Wie es aussieht, lassen sich ausge-

45 Ebda., S. 14.

46 *G. Fauconnier / M. Turner*, The Way We Think: Conceptual Blending and the Mind's Hidden Complexities, New York 2002.

hend von den Vorstellungen von Fauconnier und Turner offenbar wichtige gedankliche Werkzeuge gewinnen, um Anmutungen in Städtebau und Architektur zu analysieren, aber auch bewusst herzustellen. Zusammen mit dem „Atmosphären"-Ansatz von Schmitz und Böhme und dem „Metaphern"-Ansatz von Lakoff und Johnson sind diese Vorstellungen somit grundlegend für die von uns hier angestrebte neue Ästhetik als allgemeine Anmutungslehre, die der Forderung und Frage nach der „Schönheit der Stadt" in ihrer tendenziellen Vieldimensionalität gerecht werden könnte.

12. ZUSAMMENFASSUNG UND AUSBLICK

Ausgehend von der Feststellung, dass die Frage und Forderung nach einer „Schönheit der Stadt" tendenziell und sinnvollerweise viel mehr betrifft als traditionelle ästhetische Theorie behandelt, fragten wir uns: Lässt sich ein neuer Begriff von Ästhetik entwickeln, welcher dieser Forderung und Frage im umfassenden Sinne entspricht und gerecht wird? Als leitende Arbeitsvorstellung eruierten wir die Idee, dass die gesuchte neue Ästhetik als allgemeine Anmutungslehre konzipiert werden sollte und könnte. Grundlegende Gedanken und Inspiration für eine solche allgemeine Anmutungslehre fanden wir vor allem in der „Atmosphären"-Ästhetik von Gernot Böhme, in der Theorie der umweltlichen Aufforderungen von James J. Gibson, in der Theorie der leiblich-räumlich verankerten konzeptuellen Metaphern von George Lakoff und Mark Johnson sowie in der Theorie konzeptueller Verschmelzung von Fauconnier und Turner. Wir sind uns bewusst, dass mit den in diesem Artikel erörterten Gedanken und Konzepten die gestellte Aufgabe noch keineswegs gelöst ist. Wir sind jedoch zuversichtlich, dass sich von diesen ausgehend die angestrebte, der Forderung und Frage nach der „Schönheit der Stadt" angemessene neue Ästhetik als allgemeine Anmutungslehre entwickeln lässt.

Jan Wehrheim

DIE ÖFFENTLICHKEIT DER RÄUME UND DER STADT

INDIKATOREN UND WEITERFÜHRENDE ÜBERLEGUNGEN[1]

Diskussionen über öffentlichen Raum sind in der Regel europäische Diskussionen. Sie knüpfen an Mythen der griechischen Polis an, in der auf der Agora alle Menschen frei vereint zusammen kamen und in den politischen Austausch traten, oder an Bilder der europäischen Stadt des 19. Jahrhunderts. Dies war und ist eine idealisierte Vorstellung, denn im Griechenland der Antike wie in der europäischen Stadt der Moderne waren immer angebbare Gruppen von der Öffentlichkeit der Räume ausgeschlossen. Welche Gruppen dies sind, variiert historisch und kulturell und ist abhängig von jeweils gültigen Herrschaftsverhältnissen. Die soziale Bedeutung von Öffentlichkeit und die bauliche Struktur, die eine solche Bedeutung in Städten ausdrücken soll, unterscheidet sich danach, wie Gesellschaft organisiert ist. Die folgenden Überlegungen, die zunächst mit der Frage beginnen, was unter Raum überhaupt zu verstehen ist und damit auch, wie öffentlicher Raum empirisch bestimmbar ist, sind charakterisiert von diesem europäischen Verständnis von öffentlichem Raum, dessen unmittelbarer Bezugspunkt heute die bürgerliche Gesellschaft ist und dessen emphatischer Bezug bereits die eigene Widersprüchlichkeit offenbart.

RÄUME... *„Räume sind, da sie im Handeln entstehen und auf Konstruktionsleistungen basieren, stets sozial."*[2]

Auch wenn immer wieder moniert wird, die Soziologie leide unter einer „Raumblindheit", so ist es inzwischen ein soziologischer und geographischer Allgemeinplatz, dass Raum nicht unabhängig vom Sozialen gedacht werden kann: Der materielle, physisch-gebaute Raum ist gesellschaftlich produziert und auch der materielle, physisch-natürliche Raum ist kulturell überformt. Dabei kann die Diskussion darüber, ob Raum als Container *oder* als relationaler Raum begriffen wird, der sich erst durch die „*relationale*

1 Dieser Aufsatz beruht in Teilen auf dem durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft finanziertem Projekt „Kontrolle und öffentlicher Raum" an dem neben dem Autor u.a. auch Norbert Gestring und Walter Siebel beteiligt waren; vgl. auch: *J. Wehrheim*, Der Fremde und die Ordnung der Räume, Opladen/Farmington Hills 2000.

2 *M. Löw/G. Sturm*, Raumsoziologie, in: *F. Kessl/C. Reutlinger/S. Maurer/O. Frey* (Hrsg.), Handbuch Sozialraum, Wiesbaden, 2005, S. 31-48, hier: S. 44.

(An)Ordnung von Lebewesen und sozialen Gütern" bildet,[3] als nachrangig angesehen werden, denn die Frage gilt den Konstruktions- und Produktionsprozessen von Raum und ist mithin eine empirische Frage. Liegt nach dem Modell des Containerraums „die Betonung auf der zur Passivität verurteilten Rolle der Körper, so betont das relationale Konzept des Raumes gerade umgekehrt die kreativen Anteile der Individuen bei der Konstitution räumlicher Strukturen".[4] Es ist also eine Frage der Perspektive, der Intentionen und des zeitlichen Verlaufs: Stadtplaner und Architekten produzieren Raum regelmäßig als a priori, als Behälter für Gesellschaft und bestimmbares soziales Handeln (Sport treiben, Einkaufen, Wohnen etc.). Gleichwohl verändert sich der Raum in seiner sozialen Bedeutung als relationaler über die (variable) Anordnung der physikalischen Objekte und Menschen sowie über die Handeln beeinflussende Wahrnehmung dieser Anordnungen durch die einzelnen Subjekte, die wiederum Objekte und Menschen zu Räumen zusammenfügen und interpretieren.

Dieter Läpple charakterisiert Raum in vier Dimensionen:[5]

1. das gesellschaftlich produzierte *materiell-physische Substrat*: menschliche, vielfach ortsgebundene Artefakte, materielle Nutzungsstrukturen, kulturell überformte Natur,
2. die *gesellschaftlichen Interaktions- und Handlungsstrukturen* bzw. *die gesellschaftliche Praxis* der mit Produktion, Nutzung und Aneignung des Raumsubstrats befassten Menschen – strukturiert und geprägt durch Klassen- und Herrschaftsverhältnisse, lokale Traditionen und Identitäten,
3. ein *institutionalisiertes und normatives Regulationssystem*, das als Vermittlungsglied zwischen dem materiellen Substrat und der gesellschaftlichen Praxis seiner Produktion, Aneignung und Nutzung fungiert: Eigentumsformen, Macht- und Kontrollbeziehungen, rechtliche Regelungen, Planungsrichtlinien, soziale und ästhetische Normen etc.,
4. ein mit dem materiellen Substrat verbundenes räumliches *Zeichen-, Symbol- und Repräsentationssystem*. Raumstrukturierende Artefakte sind Symbol- und Zeichenträger, die ihre soziale Funktion und eine Identifikationsmöglichkeit als sozial hochselektive „Gebrauchsanweisung" erkennbar werden lassen.

Mit dieser Vierdimensionalität deutet Läpple eine doppelte Konstitution von Raum an. Die erste und dritte Dimension verweisen darauf, dass der städtische Raum – und nur

3 *M. Löw*, Raumsoziologie, Frankfurt a.M., 2001, hier S. 154, Herv. i.O.

4 *M. Schroer,* Raum als soziologischer Begriff. Programmatische Überlegungen, in: *J. Wehrheim* (Hrsg.), Shopping Malls. Interdisziplinäre Betrachtungen eines neuen Raumtyps, Wiesbaden 2007, S. 35-53, hier: S. 43.

5 *D. Läpple*, Essay über den Raum. Für ein gesellschaftswissenschaftliches Raumkonzept, in: *H. Häußermann / D. Ipsen / T. Krämer-Badoni / D. Läpple / M. Rodenstein / W. Siebel* (Hrsg.), Stadt und Raum. Soziologische Analysen, Pfaffenweiler 1991, S. 157-207, hier: S. 196 ff.

dieser interessiert hier – zum einen das Ergebnis des Prozesses seiner *sozialen Produktion* ist und er anhand objektivierbarer Merkmale beschrieben werden kann. Das materielle Substrat, der gebaute Raum, ist das Produkt sozialen Handelns und Ausdruck gesellschaftlicher Verhältnisse. Diese drücken sich etwa darin aus, wer mit welchen Mitteln zu welcher Zeit für welche sozialen Gruppen welche Räume baut, wo diese in der Stadt verortet sind, welche Funktionen ihnen zugedacht werden und wie sie architektonisch gestaltet sind. Auch das Regulationssystem ist Ausdruck von Herrschaftsverhältnissen, die sich u.a. in Eigentumsformen, kodifizierten Normen und Planungsrichtlinien manifestieren.

Die zweite und die vierte Dimension bei Läpple verdeutlichen zum anderen, dass Raum auch das Ergebnis seiner Wahrnehmung und des (sozialen) Handelns der Anwesenden ist. Die Interpretation der Symbolik des Raums und damit die Be-Deutung der Räume als Ausdruck ihrer gesellschaftlichen Produktion ist abhängig von den Subjekten und ihren Beziehungen. Die Interpretation von Farben, Materialien, Architekturgesten ist gelerntes Be-Deuten und folgt nicht linear aus dem physisch-materiellen Substrat des Raums. Sie variiert mit sozialisationsbedingten Wissensbeständen und damit mit Schicht, Alter, Lebensstil, individuellen Erfahrungen etc. *und* mit den situativen Kontexten in denen sie stattfinden. Erst so erhalten Räume ihre spezifischen Qualitäten. Interpretationen bilden sich zudem in den mental maps der Subjekte ab, womit Bedeutungen von Räumen über eine konkrete Situation hinaus stabil bleiben können. Unterschiedliche soziale Gruppen konstruieren unterschiedliche Räume und diese Konstruktionen wirken auf das Handeln der jeweiligen Subjekte sowie auf weitere Situationsdefinitionen zurück.[6]

Be-Deutungen von Räumen entstehen interaktiv im raumgebundenen Handeln der Anwesenden. D.h. auch wenn die jeweils einzelnen Anwesenden unterschiedliche Wahrnehmungen, Erinnerungen oder auch Nutzungsintentionen haben können, so wird Raum über seine Wahrnehmung und über das davon beeinflusste soziale Handeln seiner Nutzer *sozial konstruiert*. Es ist insofern zwischen der sozialen Produktion und der sozialen Konstruktion von Raum zu unterscheiden. „Als Resultat der materiellen Aneignung der Natur ist ein gesellschaftlicher Raum zunächst ein *gesellschaftlich produzierter Raum*. Seinen gesellschaftlichen Charakter entfaltet er allerdings erst im Kontext der *gesellschaftlichen Praxis der Menschen*, die in ihm leben, ihn nutzen und ihn reproduzieren [genauer: rekonstruieren; J.W.]." [7]

6 So kann beispielsweise die Zuschreibung „Drogenkonsument" nicht nur in der Erscheinung oder dem Verhalten einer Person begründet sein, sondern auch in dem räumlichen Kontext, in dem die Person wahrgenommen wird: Die Zuschreibung erfolgte in deutschen Großstädten der 1980er Jahre ggf. in einem Bahnhof, in dem zu jener Zeit exzessive Konsumenten von Drogen erwartet wurden, und sie bleibt im Flughafen, wo diese nicht erwartet werden, eventuell aus – und damit wirken sie jeweils auf die Räume und auf soziale Interaktionen zurück.

7 Ebda. S. 197, Herv. i. O.

Diese These der doppelten Konstitution von Raum darf aber nicht als schlicht zweiseitig verstanden werden. Es besteht vielmehr ein Wechselverhältnis: 1.) Physischer Raum wird durch menschliche und gesellschaftliche Aktivitäten erzeugt, er ist Produkt sozialen Handelns. 2.) Dieser gesellschaftlich produzierte Raum wird deutend wahrgenommen und wirkt auf jegliches Handeln zurück, denn Handeln ist zwangsläufig raumgebunden. 3.) Es besteht ein Wechselverhältnis: Sozial produzierter Raum beeinflusst (soziales) Handeln und (soziales) Handeln (re-)konstruiert und verändert Raum. Räume sind „Ergebnisse und Voraussetzungen" von Handlungsverläufen und erst über Wahrnehmungs-, Vorstellungs- oder Erinnerungsprozesse werden soziale Güter und Menschen/Lebewesen zu Räumen zusammengefasst.[8]

Martina Löw verweist auch darauf, dass Räume über unsichtbare, aber gleichwohl spürbare Seiten verfügen. Sie sind Ausdruck dieses Wechselverhältnisses: die sakrale Aura eines Gebetshauses, die erholsame Stimmung eines Parks, das luxuriöse Ambiente eines Restaurants. Räume verfügen, und werden – in der vorangestellten Logik – auch durch sie gebildet, über Atmosphären, „*die in der Wahrnehmung realisierte Außenwirkung sozialer Güter und Menschen in ihrer räumlichen (An)Ordnung.* [...] Atmosphären machen den Raum als solchen und nicht nur die einzelnen Objekte wahrnehmbar".[9] Gerüche, Geräusche, Sprache, Mimik, Gesten, Farben und Assoziationen mit Materialien, Architekturformen etc. bilden und beeinflussen die Atmosphären von Räumen. Sie bilden damit eine Qualität von Räumen – oder, so ließe sich präzisieren, von raumgebundenen Situationen –, „die nicht selten Ein- und Ausschlüsse (im Sinne von gruppenspezifischem Wohlfühlen oder Fremdfühlen) zur Folge" haben.[10] Räume strukturieren damit auch Verhalten:

> *„Raum prägt unser Verhalten und drückt ihm seinen Stempel auf. Aber Räume helfen uns auch zu entscheiden, in welcher Situation wir uns befinden. Sie kanalisieren, in welche Situationen wir kommen und welche Erwartungen wir haben können, sie strukturieren Interaktionsabläufe, machen einige wahrscheinlich, andere unwahrscheinlich. Räume dienen insofern der Komplexitätsreduktion. Freilich ist es [...] nie der Raum selbst, der ein bestimmtes Verhalten gleichsam automatisch, unter Umgehung des Bewusstseins der Akteure hervorruft: ‚Räume (Bauten, Orte, Plätze), die eine eindeutige dominante Valenz aufweisen, induzieren dieser Valenz entsprechende Verhaltens- und Interaktionsmodi. Nicht also physikalische Raumstrukturen als solche determinieren [...] menschliches Verhalten, sondern die Bedeutungen und Wertigkeiten, die Menschen bestimmten Strukturen und Orten attribuieren, legen auch das ihnen entsprechende Verhalten nahe.'*[11] *Die Bedeutungen und Wertigkeiten aber, die Individuen bestimmten*

8 *M. Löw/G. Sturm* (S. A 2), S. 44.
9 *M. Löw* (s. A 3), S. 205 f., Herv. i.O.
10 *M. Löw/G. Sturm* (S. A 2), S. 44.
11 *L. Kruse/C.F. Graumann*, Sozialpsychologie des Raumes und der Bewegung, in: *K. Hammerich/M. Klein* (Hrsg.), Materialien zu Soziologie des Alltags, Opladen 1978, S. 177-219, hier S. 190.

> *Orten und Räumen attribuieren, werden nicht in jeder Situation immer wieder aufs Neue vorgenommen. Vielmehr entlasten vorgegebene räumliche Arrangements gerade von Situationsdefinitionen, weil in ihnen die Bedeutungen und Wertigkeiten bereits eingeschrieben sind.*"[12]

Teile der Erwartungen sind Normen, die räumlich differenziert relevant sind. Räume spiegeln institutionalisierte und normative Regulationssysteme: „[...] Die physischen Markierungen stellen in sozialer Hinsicht nichts anderes dar als materielle Repräsentation symbolischer Begrenzungen des Gültigkeitsbereichs normativer Standards".[13] Normen als situationsspezifische Verhaltenserwartung wiederum können als Kernelemente sozialer Ordnungen angesehen werden, d.h. Räume strukturieren und repräsentieren soziale Ordnung, und soziale Ordnungen werden über Räume (mit)produziert – soziale Ordnung verstanden als eine *„uns selbstverständlich gewordenen Typisierung und Bezeichnung von Wirklichkeiten*".[14]

Zwei so verstandene, in der Stadtsoziologie klassische Typen von Räumen sind private und öffentliche Räume. Der räumlichen Polarität von Öffentlichkeit und Privatheit wird eine besondere Relevanz beigemessen, weil sich das Individuum als bürgerliches Subjekt, als Persönlichkeit *zwischen* diesen beiden Sphären konstituiere, und weil sie dazu dient, die europäische Stadt zu definieren:

> *„Eine Stadt ist eine Ansiedlung, in der das gesamte, also auch das alltägliche Leben die Tendenz zeigt, sich zu polarisieren, d.h. entweder im sozialen Aggregatzustand der Öffentlichkeit oder in dem der Privatheit stattzufinden. Es bilden sich eine öffentliche und eine private Sphäre, die in engem Wechselverhältnis stehen, ohne dass die Polarität verloren geht. (...) Je stärker Polarität und Wechselbeziehung zwischen öffentlicher und privater Sphäre sich ausprägen ‚desto städtischer' ist, soziologisch gesehen, das Leben einer Ansiedlung".*[15]

... UND ÖFFENTLICHE RÄUME

Öffentlicher Raum ist nur in seiner Differenz zum privaten denkbar. Als Kern von Öffentlichkeit und des öffentlichen Raums gilt – im Unterschied zur privaten Sphäre – eine freie, unkontrollierte Zugänglichkeit: „Die bürgerliche Öffentlichkeit steht und fällt mit dem Prinzip des allgemeinen Zugangs. Eine Öffentlichkeit, von der angebbare

12 *M. Schroer*, Raum als soziologischer Begriff. Programmatische Überlegungen, in: J. Wehrheim (s. A 4), S. 41 f.

13 *B. Werlen / C. Reutlinger*, Sozialgeographie, in: *F. Kessl / C. Reutlinger / S. Maurer / O. Frey* (Hrsg.), Handbuch Sozialraum, Wiesbaden 2005, S. 49-66, hier: S. 56.

14 *F.-X. Kaufmann*, Normen und Institutionen als Mittel zur Bewältigung von Unsicherheit: Die Sicht der Soziologie, in: *Bayerische Rückversicherung* (Hrsg.), Gesellschaft und Unsicherheit, München 1987, S. 37-48, hier: S. 40, Herv. i.O.

15 *H.-P. Bahrd*t, Die moderne Großstadt. Soziologische Überlegungen zum Städtebau, Opladen 1998, S. 83 f.

Gruppen eo ipso ausgeschlossen wären, ist nicht etwa nur unvollständig, sie ist vielmehr gar keine Öffentlichkeit".[16]

Was öffentliche Räume empirisch sind, ist aber umstritten. Herbert Schubert[17] versuchte sich ebenso an einer Typisierung unterschiedlicher öffentlicher Räume wie etwa Klaus Selle[18] oder auch Lyn Lofland[19]. Während Hans-Paul Bahrdt[20], Albert Hunter[21] und Bernhard Schäfers[22] lediglich zwischen privaten und öffentlichen Räumen eine „parochial sphere" bzw. eine „Quartiersöffentlichkeit" einfügen, fördert die Analyse der Stadt durch die übrigen Autoren eine Vielzahl von Differenzierungen zu Tage. Die Wortwahl von halb-öffentlichen, quasi-privaten oder hybriden Räumen drückt dabei die analytischen Schwierigkeiten aus, und mal werden die „unzivilisierten Flächen"[23] von Parkplätzen und Grünstreifen ebenso zu öffentlichen Räumen gezählt, wie ein Wald, den jeder betreten darf. Was emphatisch als öffentlicher Raum bezeichnet wird, unterscheidet sich. Aber ein allgemein zugänglicher Raum ist noch kein öffentlicher im soziologischen Sinn.

Allgemeine Zugänglichkeit gilt lediglich als notwendige Bedingung für Öffentlichkeit. Bei Bahrdt bilden erst „Kommunikation und Arrangements"[24] die hinreichenden Bedingungen. Als normativ hoch aufgeladenes Ideal spiegelt der öffentliche Raum damit auch Emanzipationsversprechen der bürgerlichen Gesellschaft. Er „steht für die Hoffnungen auf Chancengleichheit am Markt, Auflösung von Herrschaft in der demokratischen Willensbildung selbstbestimmter Bürger und auf gesellschaftliche Teilhabe, kurz auf ökonomische, politische und soziale Integration ohne Negation von Differenz".[25] In diesem bürgerlichen Verständnis können öffentliche von privaten Räu-

16 *J. Habermas*, Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft, Frankfurt a.M. 1990, S. 156.

17 *H. Schubert*, Städtischer Raum und Verhalten. Zu einer integrierten Theorie des öffentlichen Raumes, Opladen, 2000.

18 K. Selle, Öffentliche Räume – drei Annäherungen, in: K. Selle (Hrsg.), Was ist los mit den öffentlichen Räumen. AGB Bericht No. 49, Aachen / Dortmund / Hannover 2002, S. 13-90.

19 *L.H. Lofland*, The Public Realm. Exploring the City's Quintessential Social Territory, New York 1998.

20 *H.-P. Bahrdt*, Humaner Städtebau. Überlegungen zur Wohnungspolitik und Stadtplanung für die nahe Zukunft, Hamburg 1969.

21 *A. Hunter*, Private, Parochial and Public Social orders: The Problem of Crime and Incivility in Urban Communities, in: *P. Kasinitz* (Hrsg.), Metropolis. Centre and symbol of our time, London u.a. 1995, S. 209-225.

22 *B. Schäfers*, Öffentlicher Raum als Element der Stadtkultur. Gegenwärtige Entwicklungen und Gefährdungen, in: Gegenwartskunde 50, 2, 2001, S. 187-198.

23 *E.J. Koenen*, Öffentliche Zwischenräume. Zur Zivilisierung räumlicher Distanzen, in: *Th. Krämer-Badoni / K. Kuhm* (Hrsg.), Die Gesellschaft und ihr Raum. Raum als Gegenstand der Soziologie, Opladen 2003, S. 155-172, hier: S. 160

24 *H.-P. Bahrdt* (s. A 15), S. 93.

25 „Die private Sphäre demgegenüber ist das Reich des selbständigen Warenproduzenten als dem Inbegriff des autonomen Bürgers und der bürgerlichen Familie als dem Glücksversprechen auf lebenslange Liebe und gegenseitiges Vertrauen. Sie steht für die Hoffnung auf entfaltete Subjektivität im Kontext familialer Intimität einerseits und auf ökonomische Autonomie auf der Basis von Eigentum andererseits." *W.*

men in vier Dimensionen analytisch unterschieden werden, die ihrerseits die allgemeine Zugänglichkeit von Räumen beeinflussen:[26]

1. *Funktional:* Dem öffentlichen Raum der Straßen und Plätze sind die Funktionen Markt und Politik zugeordnet, den privaten Räumen von Betrieb und Wohnung die der Produktion und Reproduktion. Die „private Verfügungsgewalt über Produktionsmittel, Boden und Gebäude" definiert den privaten Bereich ebenso, wie sich in der alten europäischen Bürgerstadt die Sphäre herausbildete, die als Bereich einer Kleingruppe und Familie und damit soziologisch als privat stilisiert werden konnte.[27]
2. *Juristisch:* Öffentliche Räume unterliegen öffentlichem Recht, private dem Hausrecht der Eigentümer, womit die formaljuristische Verfügungsgewalt über die Räume definiert ist. Die juristische Unterscheidung umreißt den Rahmen für kodifizierte Normen, für das institutionalisierte und normative Regulationssystem eines Raums, das – nicht formalisiert – in der sozialen Dimension präzisiert wird.
3. *Sozial:* Historisch-zivilisationstheoretisch wird differenziert zwischen „verhäuslichten"[28], in den privaten Bereich verlagerten Handlungen und Handlungen, die in der Öffentlichkeit verortet sind. Die Wohnung, als „innerer Bezirk" der Privatsphäre,[29] ist ein Rückzugsraum und eine „Hinterbühne", die dazu dient, sich auf den Auftritt in der Öffentlichkeit vorzubereiten.[30] Auf der „Vorderbühne" der Straße zeigt der Großstädter stilisiertes Verhalten, das Privatheit schützt, und er verbirgt Handlungen, die Schamgrenzen verletzen könnten. Kontakte sind prinzipiell zunächst distanziert. Mit dieser Differenzierung – Vorderbühne / Hinterbühne – variiert auch die normative Bewertung und Akzeptanz von Erscheinung und Verhalten. Intimität, Emotionalität und Körperlichkeit finden im Verborgenen, im Privaten statt. Die Sphäre des Hauses ist die der nicht-staatlichen, patriarchalen Herrschaft *und* die der Freiheit zur Abweichung der Individuen. Diese Trennung von privatem und öffentlichem Verhalten und Erscheinen umfasst nicht nur Aktivitäten wie etwa Beischlaf, Defäkieren oder Trauer, sondern auch Dinge, wie in der Nase bohren oder die Wahl der Kleidung. Dieselben Handlungen in der Öffentlichkeit vollführt gelten als Abweichung: Hemmungsloses Weinen sorgt in der Öffentlichkeit nur in Kirchen und

Siebel, Vom Wandel des öffentlichen Raums, in: *J. Wehrheim* (s. A 4), S. 77-94, hier: S. 80 f.

26 Vgl. *W. Siebel*, Wesen und Zukunft der europäischen Stadt, in: DISP 141, 2000, S. 28-34 sowie *W. Siebel / J. Wehrheim*, Öffentlichkeit und Privatheit in der überwachten Stadt, in: DISP 2, 2003, S. 4-12. Berding et al. unterscheiden zwischen Recht (Eigentums- und Nutzungsrechte) und Regulierung (wer de facto Regeln für die Nutzung definiert) sowie der Raumproduktion, worunter Produktion, Unterhalt, Pflege und Weiterentwicklung der physischen Räume verstanden wird: *U. Berding / B. Perenthaler / K. Selle*, Öffentlich nutzbar – aber nicht öffentliches Eigentum, in: *J. Wehrheim* (s. A 4), S. 95-117.

27 *H.-P. Bahrdt* (s. A 15), S. 38.

28 *P. Gleichmann*, Wandel der Wohnverhältnisse, in: Zeitschrift für Soziologie 5, 1976, S. 319-329.

29 *J. Habermas* (s. A 16).

30 *E. Goffman*, Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag, München 2000, S. 99 ff.

auf Friedhöfen nicht für verstörte Blicke, Defäkieren ist in Deutschland bereits eine Ordnungswidrigkeit und einvernehmlicher Beischlaf auf der Straße gilt ggf. gar als Straftat.

4. *Symbolisch:* Insbesondere architektonische und städtebauliche Merkmale signalisieren Offenheit oder Geschlossenheit, Exklusivität oder Zugänglichkeit. Die Symbolik von Räumen zeigt sich jedoch nicht nur in ihrem physisch-materiellen Substrat.[31] Schilder mit (Haus-)Ordnungen, Uniformen von Sicherheitspersonal, die Funktionalität der Räume und die vorfindbaren Nutzer und deren Verhaltensweisen symbolisieren ebenfalls den öffentlichen oder privaten Status von Räumen, und die Raumausstattung soll dazu beitragen, den „Fluss kultureller Information" entsprechend zu erleichtern.[32] Die Symbolik eines Raums kann dessen juristisch-normativen Status unterstreichen oder gerade konterkarieren. Verschlossene Durchgänge etwa stellen reale Barrieren dar, aber selbst wenn der Zugang möglich wäre, weil der Durchgang offen ist, bleibt er eine zumindest symbolische Barriere, denn Durchgänge symbolisieren eben einen Wechsel von einem Raum zu einem anderen und damit sich ggf. verändernde Normen und Zugangsberechtigungen.

Lange Zeit war einerseits die juristische Dimension die vorherrschende, weshalb im Aufrechnen von Quadratmetern an öffentlichem oder privatem Raum mal von einer Privatisierung von Stadt mal von ihrer Veröffentlichung geredet wurde.[33] Andererseits stand die politische Funktion des öffentlichen Raums als Ort vernunftorientierten Austauschs und damit als Basis für sozialen Fortschritt im Zentrum der Aufmerksamkeit. Die Polarität von Öffentlichkeit und Privatheit kann soziologisch aber nur mehrdimensional beschrieben werden. Ein juristischer Status sagt etwas über räumlich strukturierte Herrschaftsbereiche aus, aber noch nichts über die dort gültigen Normen oder gar über Normkonformität. Die politische Funktion folgt nicht einfach aus allgemeiner Zugänglichkeit. Sie hängt von den Anwesenden, den sozialen Arrangements, weiteren Nutzungen und ggf. auch von der baulichen Struktur der Räume und ihrer Symbolik ab, und ob das Ergebnis etwas mit Idealen von Demokratie zu tun hat, ist damit noch lange nicht gesagt.

Der öffentliche Raum muss außerdem in allen vier Dimensionen als in Veränderung begriffen werden:[34] In der funktionalen Dimension verändert sich die Dichotomie mit dem Wandel der Industrie- zur konsumorientierten Dienstleistungsstadt, wenn Räume handwerklicher Produktion zunächst von Räumen industrieller Massenproduktion

31 Vgl.: *S. Carr / M. Francis / L. Rivilin / A.M. Stone*, Public Space, Cambridge (USA) / New York, 1992.

32 *D. Ipsen*, Babylon in Folge – wie kann der städtische Raum dazu beitragen, kulturelle Komplexität produktiv zu wenden?, in: *W. Siebel* (Hrsg.), Die europäische Stadt, Frankfurt a.M. 2004, S. 253-269, hier: S. 267.

33 Vgl. *J. Wehrheim*, Die überwachte Stadt: Sicherheit, Segregation und Ausgrenzung, 2. akt. Aufl., Opladen / Farmington Hill 2006, S. 12 f.

34 Vgl. ausführlicher: *W. Siebel / J. Wehrheim* (s. A 26).

und später von den neuen Raumtypen der Dienstleistungsgesellschaft, wie sie sich in Form von Urban Entertainment Center und Shopping Malls in Städten zeigen, sukzessive abgelöst werden. Empirisch muss auch von einer Multifunktionalität öffentlicher Räume ausgegangen werden, denn eine negative Voraussetzung, um Öffentlichkeit zu beherbergen oder zu generieren ist es, dass Nutzungen nur begrenzt festgeschrieben sind oder Räume gar eine multifunktionale Nutzung anbieten: Der Bürgersteig etwa ist nicht im geringsten spezialisiert,[35] und das heißt auch, Aufenthalt im öffentlichen Raum kann reiner Selbstzweck sein, ohne andere Ziele verfolgen zu müssen. Auch öffentliche Verhaltensstandards, die Öffentlichkeit täglich (re-)konstruieren müssen, unterliegen einem Wandel. Ebenso variieren und verändern sich die Bedeutungen von Symbolen, die wiederum handlungsbeeinflussend sind.

Öffentlicher Raum, interpretiert als spezifischer Modus zur Herstellung sozialer Ordnung, muss also an erster Stelle im Sinne des Weberschen Idealtypus verstanden werden und nicht als normatives Ideal: Idealtypisch ist ein öffentlicher Raum *allgemein zugänglich* und *eigentumsrechtlich öffentlich*; sind ihm im Kern die *Funktionen Markt* und *Politik* zugeordnet, ist er *sozial* die „Vorderbühne"[36] und damit *Ort von stilisiertem Verhalten* sowie *symbolisch offen in seiner Gestaltung*; er stellt seine allgemeine Zugänglichkeit und seinen öffentlichen Charakter ostentativ zur Schau.

Die theoretischen Kategorien öffentlich – privat werden also nicht obsolet, sie bieten sich nach wie vor an, um Veränderungen räumlicher Ordnungen zu analysieren und zu prüfen, inwieweit städtische Räume dem Idealtypus nahe kommen, denn der öffentliche Raum verändert sich nicht nur, er hat auch, gemessen am Idealtypus und am normativen Ideal, empirisch nie existiert. So setzt die Idee liberaler Öffentlichkeit voraus, dass der „Verkehr der Privatleute auf dem Markt von sozialen Gewalten und in der Öffentlichkeit von politischem Zwang emanzipiert sein würde".[37] Aber niemals haben „die ökonomischen und sozialen Bedingungen jedermann gleiche Chancen"[38] auf Teilhabe eingeräumt, der Markt war nie gewaltfrei, und diskursiv produzierte Öffentlichkeit war und ist nie frei von Macht und hegemonialen Interessen. Die griechische Agora stand nur denen offen, die von Arbeit befreit waren und demzufolge nicht den Sklaven und Frauen, und auch in der europäischen Stadt des 19. Jahrhunderts waren es die Frauen und die städtischen und ländlichen Unterschichten, die vom „öffentlichen" Raum ausgeschlossen waren.[39] Ebenso zeichnen sich die europäischen Großstädte nach der Phase

35 Vgl. *J. Jacobs*, Tod und Leben großer amerikanischer Städte, Gütersloh 1963, S. 27 ff.

36 *E. Goffman* (s. A 30).

37 *J. Habermas*, Öffentlichkeit (ein Lexikonartikel), in: *J. Habermas*, Kultur und Kritik. Verstreute Aufsätze, Frankfurt a.M. 1973, S. 61-69, hier: S. 65.

38 *J. Habermas* (s. A 16), S. 157.

39 Vgl. *I. Breckner/G. Sturm*, Kleiderwechsel – Sackgassen und Perspektiven in patriachalen Öffentlichkeiten, in: *M. Löw* (Hrsg.), Differenzierungen des Städtischen, Opladen 2002, S. 157-186 sowie *F. Engels*, Die großen Städte (Auszugsweiser Nachdruck aus: Die Lage der arbeitenden Klasse in England), in: *U. Herlyn* (Hrsg.), Stadt- und Sozialstruktur, München 1974/1845, S. 91-106.

einer tendenziellen fordistischen All-Inklusion heute wieder verstärkt durch Exklusion aus. Das normative Ideal der bürgerlichen Öffentlichkeit war und ist auf dieses Bürgertum beschränkt. Die tendenzielle Teilhabe aller birgt hingegen Konflikte und unterstreicht normative Heterogenität; entsprechende Anzeichen dafür werden deshalb nicht als Tendenz einer „Veröffentlichung" von Raum gedeutet und positiv bewertet, sondern paradoxerweise negativ als Verfall.

Dass des Weiteren unterschiedliche Typen öffentlicher Räume auszumachen sind, ist schon alltagsweltlich hoch plausibel, denn Unterschiede sind augenscheinlich: Parks, Straßen, Plätze, Fußgängerzonen etc. Und diese Typen bilden Mischformen und unterliegen weiteren Differenzierungen: z.B. Geschäftsstraße, Marktplatz, Einkaufszentrum. Marktorte als Prototypen öffentlicher Räume[40] unterscheiden sich u.a. durch ihre – schon aufgrund ihrer jeweiligen geographischen Lage in der Stadt – unterschiedliche Zugänglichkeit und selektive Attraktivität: Die Geschäftsstraße, die Haute Couture für die gehobenen Schichten feil bietet, unterscheidet sich phänomenologisch von einem Platz, der einmal wöchentlich auch einen Ökomarkt beherbergt. Das Shopping Center in einer Großsiedlung am Stadtrand, das neben einem Supermarkt vielleicht noch eine Drogerie, einen Bäcker und einen Schlüsseldienst bereithält, unterscheidet sich deutlich von der so oft zitierten West Edmonton Mall, die neben Hunderten von Geschäften und Restaurants auch eine Achterbahn, ein Aquarium mit echten Delphinen und einen originalgetreuen Nachbau der Santa Maria ihr Eigen nennt.

Solche Unterschiede verweisen auf unterschiedliche Formen der Aneignung von Raum und damit auch auf Lokalisierung von Raum.[41] Herrschaftliche Architekturgesten sind bei Pierre Bourdieu Ausdruck von Aneignung: der „angeeignete Raum ist einer der Orte, an denen Macht sich bestätigt und vollzieht, und zwar in ihrer subtilsten Form: der symbolischen Gewalt als nicht wahrnehmbare Gewalt".[42] Bei Chombart de Lauwe liegt hingegen ein emphatisches Verständnis von Aneignung zu Grunde; der Begriff impliziert bei ihm gerade etwas Widerständisches:

> *„Die Aneignung des Raums ist das Resultat der Möglichkeiten, sich im Raum frei bewegen, sich entspannen, ihn besitzen zu können, etwas empfinden, bewundern, träumen, etwas kennenlernen, etwas den eignen Wünschen, Ansprüchen, Erwartungen und konkreten Vorstellungen gemäß tun und hervorbringen zu können".*[43]

Das in den verschiedenen Verständnissen von Aneignung zum Ausdruck kommende Spannungsverhältnis – Aneignung als Ausdruck von Macht / Herrschaft einerseits und Aneignung als emanzipatorische Praxis andererseits – verweist auf unterschiedliche

40 *H.-P. Bahrd*t (s. A 15).

41 Vgl. auch *D. Läpple* (s. A 5).

42 *P. Bourdieu*, Physischer, sozialer und angeeigneter physischer Raum, in: *M. Wentz* (Hrsg.), Stadt – Räume, Frankfurt a.M. / New York 1991, S. 25-34, hier: S. 27.

43 *P.-H. Chombart de Lauwe*, Aneignung, Eigentum, Enteignung. Sozialpsychologie der Raumaneignung und Prozesse gesellschaftlicher Veränderung, in: Arch+ 34, 1977, S. 2-6, hier: S. 6.

Einflüsse der sozialen Produktion und der sozialen Konstruktion von Raum, die Orte konstituieren. Im Bourdieuschen Verständnis würde eher Erstere die Letztere dominieren, bei Chombart de Lauwe wird die umgekehrte Perspektive nahe gelegt.

Soziale Produktion und soziale Konstruktion von Raum sowie deren Wechselverhältnis führen dazu, dass auch funktional ähnliche Räume – die oben genannten dienen alle der Marktfunktion – sich durch unterschiedliche Normalitäten und auch durch unterschiedliche Normativitäten auszeichnen. Damit muss weniger auf *den* öffentlichen Raum geschaut werden, vielmehr müssen die spezifischen Qualitäten von *Orten* in den Blick genommen werden.

Die Ergebnisse der Produktion und Konstruktion von öffentlichen Orten lassen sich nun mittels verschiedener Indikatoren „messen".

INDIKATOREN

Aus diesen theoretischen Überlegungen lassen sich zwei Typen von Indikatoren ableiten, die dazu dienen können, einzelne Orte hinsichtlich ihrer räumlichen Qualitäten und ihres Grads an Öffentlichkeit zu untersuchen, wobei keinem Typus Vorrang einzuräumen ist und die interaktive Herstellung von Öffentlichkeit zunächst ausgeklammert bleibt: zum einen objektivierbare Merkmale, die geschulte Beobachter vor dem Hintergrund lokaler kultureller Besonderheiten zählen können; zum anderen die Wahrnehmungen und Interpretationen sowohl der Anwesenden wie auch der Personen, die die Orte – woher auch immer – kennen, aber nicht nutzen.

Hinsichtlich des ersten Typs ist zunächst die notwendige Bedingung, die Chance auf allgemeine Zugänglichkeit, zu prüfen. Dies lässt sich wiederum in zwei Dimensionen beobachten. Erstens wie ist die physische Zugänglichkeit beschaffen: Wie viele Straßen und Wege führen zu einem Ort? Wie sind diese gestaltet? Ist ein Ort nur fußläufig zu erreichen oder nur mit dem Auto? Gibt es öffentlichen Personennahverkehr? Sind Wege gut einsehbar oder verhindert Verkehr das Überqueren einer Straße? etc. D.h. die bauliche Gestaltung, also das Ergebnis der Produktion von Raum, und bestehende Nutzungs- und Verkehrsformen beeinflussen neben der faktischen Chance auf Zugang auch die symbolischen Chancen. Versteckte Durchgänge kennen vielleicht Anwohner, nicht aber Ortsfremde. Dichter Pkw-Verkehr kommt ggf. Familien mit Automobilen entgegen, ältere Fußgänger sind aber möglicherweise zu langsam, um noch sicher dazwischen über die Straße zu gelangen. Mit physischen Zugangsmöglichkeiten ist aber noch keine Erkenntnis darüber gewonnen, wer diese nutzt. Somit ist zweitens die reale Anwesenheit unterschiedlicher sozialer und kultureller Gruppen zu messen. Sind diese Personengruppen an einem Ort entsprechend ihrer physischen Chancen auf Zugänglichkeit repräsentiert? Wohnen etwa in der Umgebung viele Kinder, sozial Unterprivilegierte oder aber Angehörige einer ethnischen Minderheit? Und könnten diese Personengruppen jeweils leicht einen Ort erreichen, sind aber nicht anwesend, so bedeutet dies, dass sie entweder von der Öffentlichkeit aktiv ausgeschlossen sind oder aber, dass

es für sie keinen Grund gibt, den entsprechenden Ort aufzusuchen. Aus der Tatsache, dass bestimmbare Personengruppen oder Handlungen an einem Ort nicht registrierbar sind, kann noch nicht abgelesen werden, warum dies so ist. Das „Weil" sieht man nicht. Die Anwesenheit unterschiedlicher Gruppen lässt sich gleichwohl durch Befragungen außerhalb der interessierenden Orte, aber auch anhand von visuellen Merkmalen an den interessierenden Orten beobachten und zählen.[44]

Als zweites Kriterium ist der eigentumsrechtliche Status von Räumen zu berücksichtigen: Wem gehört der Grund und Boden und wer hat die Verfügungsgewalt über einen Ort – die Kommunen und öffentlichen Polizeien, ein Privateigentümer mit einem privaten Sicherheitsdienst? Der juristische Status sagt allerdings noch nichts darüber aus, welche kodifizierten Normen vorliegen, und erst recht nichts darüber, ob diese Normen bekannt sind oder darüber, ob sich die Leute konform verhalten, Abweichungen auch als Abweichungen be-deutet werden. Sowohl in de jure öffentlichen wie privaten Räumen kann explizit der Konsum von Alkohol verboten sein oder das Durchsuchen von Mülleimern, ebenso das Skateboardfahren, das Verteilen von Flugblättern oder das Fußballspielen auf einer Wiese. Der Blick auf den juristischen Status erlaubt es aber zu beurteilen, wie diese Normen zu Stande kommen: Sind sie zumindest indirekt demokratisch legitimiert oder sind es interessensgeleitete Partikularnormen eines Eigentümers? Die tatsächliche Verfügungsgewalt muss jedoch nicht mit der rechtlichen übereinstimmen: Die privat organisierte Nachbarschaftspatrouille kann ebenso Öffentlichkeit und Recht konterkarieren wie die Jugendgang, die einen Blick darauf hat, wer „ihren" Park betritt.

Neben der Zugänglichkeit, Verfügungsgewalt und Normierung ist die Funktionalität eines Ortes zu untersuchen, wobei die erste Frage lauten muss, ob eine Straße samt Bürgersteig, eine Plaza oder ein Park in ihrer Nutzung determiniert sind oder aber baulich und rechtlich Nutzungsvielfalt und -freiheiten ermöglichen? Und wird dies auch genutzt? Gibt es spielende Kinder, sporttreibende Personen, Möglichkeiten zum Ausruhen etc.? D.h. es geht darum, inwieweit ein Raum ein „Möglichkeitsraum" ist, der frei genutzt und auch verändert werden kann und in dem die Anwesenden in ganz unterschiedlichen sozialen Rollen auftreten können: Passant, Jogger, Bettler, politischer Aktivist, Anwohner etc. Diese Nutzungen können genau wie die typischen Funktionen öffentlicher Räume – Markt und Politik – betrachtet werden: Was für Geschäfte gibt es und welche Produkte werden angeboten (und welchen sozialen Gruppen dienen diese)? Auch temporäre Straßenstände oder informeller Handel zählen dazu. Marktorte sind zwar Prototypen des öffentlichen Raums, weil sie Anlass für Kontakt unter Fremden

44 Dabei muss nicht jede optische Einordnung durch den Stadtforscher im Einzelfall stimmen (er kann sich etwa bei der Einschätzung der Kleidung als besonders teure – als Indikator für die Zugehörigkeit zu gehobenen Schichten – irren oder aber die beobachtete Person hat sich die Kleidung nur geliehen und könnte sie sich niemals leisten). Wichtig ist vielmehr, dass sie gleichwohl Aussagen über Wahrscheinlichkeiten erlaubt und über die regelmäßige Anwesenheit von sozialen Gruppen.

bieten, die Marktfunktion ist es jedoch, die immer öfter dazu dient, Einschränkungen des Öffentlichkeitscharakters eines Ortes zu legitimieren: Ihr werden überproportionale große Flächen zugestanden oder die Verdrängung sozialer Randgruppen mit Beeinträchtigungen des Konsumambientes begründet. Dies wirkt sich auf die Chancen für andere Nutzungen aus. Auch die Funktion der Politik kann gemessen werden: Gibt es vor Ort zumindest gelegentlich politische Demonstrationen? Werden Flugblätter verteilt oder gibt es politische Straßenstände?

Für all diese Nutzungen können Orte dahingehend untersucht werden, ob und ggf. wie ihre bauliche Gestaltung und Möblierung sie ermöglichen, unterstützen oder auch verhindern. Metalldornen auf Absätzen sollen gerade das Sitzen und Erholen unterbinden, ebenso fehlende oder unbequeme Bänke. Unzählige Parkplätze statt Freiflächen verhindern das Spielen von Kindern. Materialien wie verspiegeltes Glas, Marmor, Chrom oder Granit entfalten – darauf wies Monika Wagner hin – einen sozialen Doppelcharakter und sollen dies auch: Sie sollen anziehend und attraktiv für die gehobene Konsumentenschaft wirken und gleichzeitig Personen, die sich dem so formulierten sozialen Anspruchsniveau der Räume nicht zugehörig fühlen vom Betreten abhalten.[45] Die Materialien wirken exklusiv – im doppelten Wortsinn. Gerade in der symbolischen Dimension erweisen sich die direkten Wirkungen der Materialität und ihre soziale Interpretation als fließend in ihren Übergängen. In der sozialen Dimension lassen sich dann Wirkungen von Räumen sowie soziale Inszenierungen untersuchen: Wie Verhalten sich die Subjekte? (rennen sie, rufen sie, wie kleiden sie sich und nutzen sie den Ort trotz baulicher oder rechtlicher Hürden etc.?)

Bei all diesen messbaren Kriterien, die es erlauben in den erwähnten vier Dimensionen den Öffentlichkeitscharakter eines Ortes zu beschreiben und zu entscheiden, ob er in der einen oder anderen Dimension mehr oder weniger öffentlich ist, klang schon mit, dass es darüber hinaus auf die Wahrnehmung und die soziale Be-Deutung dieser Merkmale durch die Anwesenden und die Nutzer einer Stadt ankommt. Daran entscheidet sich, ob die Zuschreibungen der Stadtforscher auch mit denen der städtischen Nutzer übereinstimmen, d.h. auch, inwieweit die theoretischen Überlegungen übertragbar sind. Videokameras etwa symbolisieren Macht und Verfügungsgewalt über den Ort. Sie können Symbole für Sicherheit sein – und damit möglicherweise die Zugänglichkeit zu einem Ort verbessern – oder aber an Gefahr und Überwachung erinnern und somit den Öffentlichkeitscharakter eines Ortes beschränken. Solche Interpretationen variieren nicht aufgrund des Ortes selbst, sondern ebenso anhand der anwesenden sozialen Gruppen.[46] Die Atmosphäre des selben Restaurants kann als luxuriös oder als dekadent interpretiert werden, die Aura des Gebetshauses als sakral oder als tyrannisch,

45 *M. Wagner,* Privatisierung von Kunst und Natur im öffentlichen Raum. Die plazas von Manhattan, in: *H. Häußermann / W. Siebel* (Hrsg.), New York – Strukturen einer Metropole, Frankfurt a.M. 1993, S. 286-298.

46 *J. Wehrheim* (s. A 1).

die Stimmung im Park als erholsam oder langweilig. Auch sind es Fragen der sozialen Zuschreibung, ob z.B. männliche Jugendliche an Straßenecken per se als Gangmitglieder definiert werden oder als die netten Jungs von nebenan. Ihr tatsächliches Handeln ist dafür oft sekundär. Damit variiert auch, ob deren Präsenz am Eingang eines Parks als symbolische Barriere empfunden wird, die durch einen Polizisten daneben ggf. aufgehoben werden kann, oder aber ob es vielleicht gerade so ist, dass es der Polizist am Parkeingang ist, der für die Jugendlichen, die den Park zum „Abhängen" (bei älteren Menschen heißt es „Erholen") nutzen wollen, von einer symbolischen zu einer realen Barriere wird, wenn er sie kontrolliert und des Parks verweist.

Auch das Image eines Ortes entscheidet mit, ob Personen sich überhaupt dort hinbegeben. Für welche sozialen Gruppen repräsentiert er Attraktivität? Was für Nutzungsmöglichkeiten und soziale Arrangements erwarten sie dort? Bedürfnisse, die die Bewohner einer Stadt haben, unterscheiden sich und damit auch, was sie von öffentlichen Räumen erwarten. Diese Erwartungen und ihre raumgebundenen Situationsinterpretationen sind aber handlungsrelevant – für die Nutzung und die Zugänglichkeit: „If men define situations as real, they are real in their consequences".[47]

Was bedeuten nun die Indikatoren für das Konzept des öffentlichen Raums? Erstens ist öffentlicher Raum nur als solcher anzusehen, wenn er Möglichkeiten zur Aneignung durch seine Nutzer bietet. Aneignung und Dominanz aufgrund herrschaftlicher Produktion steht Öffentlichkeit entgegen. Damit sind vor allem die gesellschaftlichen Verhältnisse ausschlaggebend, ob in Bezug auf öffentliche Räume empirisch eher Bourdieu oder Chombart de Lauwe zu folgen ist. Soll räumlich definierte Öffentlichkeit eine Chance haben, so müssen die herrschaftlich produzierten Räume Öffentlichkeit zur Schau stellen. Zweitens gilt es zu bedenken, dass ein so produzierter und mittels der genannten Indikatoren analysierbarer Ort zwar als öffentlicher beschrieben werden kann – und auch in der Wahrnehmung und sozialen Interpretation ggf. sogar von allen Nutzern einer Stadt als öffentlicher beschrieben wird –, dass aber damit noch keine Aussage darüber getroffen werden kann, ob er auch für alle Nutzer dieselben Qualitäten aufweist und diese unter der öffentlichen Nutzung auch dasselbe verstehen.

So sehr die analytischen Kategorien Öffentlichkeit/Privatheit nach wie vor geeignet sind, räumliche und gesellschaftliche Verhältnisse und Veränderungen von Orten zu beschreiben, weisen die Indikatoren darauf hin, dass entsprechende Analysen wenig zu einem emanzipatorischen Verständnis von Stadt *insgesamt* beitragen. Auch wenn mit ihnen mühselig untersucht werden kann, ob ein Ort in welcher Dimension für welche sozialen Gruppen mehr oder weniger öffentlich ist, so wenig hilft es dabei, die Integration von Stadt zu analysieren und Stadt und Öffentlichkeit normativ in Bezug auf demokratische Potentiale zu beschreiben, die mehr sind als Vorstellungen einer auf das Bürgertum begrenzten selektiven Öffentlichkeit – die, wie Habermas zeigt, eben gar keine ist.

47 *W.I. Thomas/D.S. Thomas*, The Child in America. Behavior Problems and Programs, New York, 1928.

Der Grund, warum sich von diesen alten Vorstellungen verabschiedet werden sollte, liegt in einem weiteren Merkmal des öffentlichen Raums. Öffentlicher Raum bedeutet nicht nur offene Nutzung und freie Zugänglichkeit. Mit öffentlichem Raum werden spezielle Verhaltensweisen verbunden.[48] Dazu gehört etwa ob und in welchen historischen und kulturellen Kontexten Rufen, Streiten, Küssen, Urinieren oder Diskutieren in der Öffentlichkeit akzeptiert sind oder nicht. Im Kern bedeutet öffentliches Verhalten aber vor allem distanziertes Verhalten. Man kommuniziert primär, dass man nicht weiter kommunizieren möchte, und dies hat seinen guten Grund: Es ist der zentrale *Integrationsmodus* in Räumen, die durch die Präsenz von Fremden charakterisiert sind, und diese Präsenz ist das zwangsläufige Ergebniss, wenn ein städtischer Ort allgemein zugänglich ist.

EIN WIDERSPRUCH, EINE PERSPEKTIVE UND DIE HÜRDEN DER VERHÄLTNISSE

Zur „Öffentlichkeitskultur gehört die Begegnung mit dem Fremden, mit unbekannten Menschen und Dingen".[49] Damit besteht ein grundsätzlicher Widerspruch. Das Ideal des öffentlichen Raums, in dem sich Privatleute zusammenfinden, um dem Publikum zugewandt vernunftsorientiert über eine bessere Gesellschaft zu sinnieren (frei nach Habermas), verlangt nämlich einerseits die Abstraktion von der Persönlichkeit der Beteiligten, um die „Sache" und die Argumente nicht zu überlagern. Gleichzeitig setzt es voraus, dass die Anwesenden einander nicht fremd sind, denn „die Vorsicht, mit der man dem Fremden, dem grundsätzlich Andersartigkeit unterstellt wird, begegnet", ist darin begründet, dass man nicht weiß, ob ein „gewisses Maß an wechselseitiger Erwartbarkeit des Verhaltens" besteht.[50] Dies begründet eine grundsätzliche Unsicherheit, die mit Stadt und Fremdheit verbunden ist.[51]

Verunsicherung und öffentliche Distanznormen sind aber kaum geeignet, konsensorientierte politische Diskussionen voranzutreiben. „Mit ‚Unseresgleichen' dagegen verkehren wir auch dann vergleichsweise offen und ungehemmt, wenn wir uns persönlich noch nicht kennen. Wir setzen voraus, daß der Andere ähnlich empfindet, erwartet und handelt, wie wir es an seiner Stelle tun würden".[52] Wenn Bahrdt also schreibt, Öffentlichkeit entstehe dort, „wo auf Basis einer unvollständigen Integration durch spezifische Stilisierungen des Verhaltens, unterstützt durch Formungen der räumlichen Umwelt, den-

48 Vgl. *H.-P. Bahrdt* (s. A 14); *E. Goffman*, Das Individuum im öffentlichen Austausch. Mikrostudien zur öffentlichen Ordnung, Frankfurt a.M. 1974; *G. Simmel*, Die Großstädte und das Geistesleben, in: *G. Simmel*, Aufsätze und Abhandlungen 1901-1908, Gesamtausgabe Bd. 7, Frankfurt a.M. 1995/1903, S. 116-131.

49 *A. von Saldern*, Stadt und Öffentlichkeit in urbanisierten Gesellschaften. Neue Zugänge zu einem alten Thema, in: DIFU (Hrsg.), Informationen zur modernen Stadtgeschichte 2, 2000, S. 3-15.

50 *F.-X. Kaufmann* (s. A 14), S. 40.

51 Vgl. auch *Z. Bauman*, Flaneure, Spieler und Touristen. Essays zu postmodernen Lebensformen, Hamburg, 1997 sowie ausführlich: *J. Wehrheim* (s. A 1).

52 *F.-X. Kaufmann* (s. A 14), S. 40.

noch Kommunikation und Arrangements zustande kommen",[53] so ist der distanzierte Respekt vor der Individualität des Anderen die negative Voraussetzung dafür. Aber obwohl dies bereits implizit die Leistung voraussetzt, mit der Ambivalenz des Kontakts mit Fremdheit umgehen zu können, entwickelt sich eben nur in Ausnahmen aus der flüchtigen Begegnung ein Flirt, oder der Interaktionsanlass Markt dient dazu, politische Öffentlichkeit herauszubilden. Bahrdt meinte optimistisch, dies sei zu einem „gewissen Grade wahrscheinlich".[54] Man muss ergänzen, die Wahrscheinlichkeit ist sehr gering bzw. sie steigt gerade, je weniger ein Ort ein Ort des Fremden ist, also mit der sozialen und kulturellen Homogenität einer Situation.

Auf der Ebene der Politik der Parlamente, der Bürgerinitiativen, der Salons und Kaffeehäuser ist Fremdheit aufgelöst. Verfahrensweisen sind genauso allgemein anerkannt wie die jeweiligen Rollen bekannt sind. D.h. in dem Moment, wo in großen Städten die notwendige Bedingung für Öffentlichkeit – allgemeine Zugänglichkeit – tendenziell erfüllt ist, folgt aus der damit verbundenen wechselseitigen Fremdheit der Anwesenden, dass der Inhalt der hinreichenden Bedingung – Kommunikation und Arrangements – primär impliziert, Distanz zu halten: zu kommunizieren, dass man nicht weiter kommunizieren möchte. Kommunikation zielt dann also gerade nicht auf Verständigung und Austausch bzw. nur soweit, wie es zur rudimentärsten Bewältigung städtischer Situation notwendig ist. Nicht zuletzt deshalb ist das Ideal des öffentlichen Raums auf ein sich selbst widersprechendes Ideal bürgerlicher Öffentlichkeit begrenzt, innerhalb derer verunsichernde Fremdheit ausgeklammert ist.

Dieser Befund eines grundsätzlichen Widerspruchs zwischen dem öffentlichen Raum als Ort des Fremden und als Ort (politischer) Teilhabe und Demokratie hat zwei Konsequenzen für die Diskussion um den öffentlichen Raum: Zum einen könnte an der Vorstellung eines Raums, in dem alle erdenklichen sozialen und kulturellen Gruppen anwesend seien, festgehalten werden. Die politische Funktion des öffentlichen Raums beschränkte sich dann aber darauf, nicht dem Austausch, sondern als Bühne zu dienen. Er ist der Ort, an dem die ansonsten aus der medialen und politischen Öffentlichkeit ausgeschlossenen Gruppen in Erscheinung treten können und in ihrer sozialen Existenz wahrnehmbar werden. Ob und wie das möglich ist, hängt von den Qualitäten der Räume und damit auch davon ab, wer die Verfügungsgewalt darüber besitzt, wie diese umgesetzt wird und wie die Orte erreichbar sind. Die soziale Funktion des öffentlichen Raums bliebe es, den Umgang mit Differenz durch den Kontakt mit Fremdheit erlernen und über distanzierte Beobachtung andere kulturelle Verhaltensmuster verstehen zu können, d.h. auch, öffentliches Verhalten zu erlernen und Freiheiten fern von strengen informellen Kontrollen lokaler Gemeinschaften zu erfahren. Politischer Austausch aber spielt dann ebenso wenig eine Rolle wie die Vorstellung, dass dafür alle in einer Stadt

53 *H.-P. Bahrdt*, Die Stadtstraße als Kommunikationsfeld, in: Die alte Stadt 2-3, 1989, S. 196-207, hier: S. 200.

54 *H.-P. Bahrdt* (s. A 15), S. 83.

präsenten Gruppen gleichzeitig anwesend sein müssen. Allein die Größe und die durch residentielle Segregation gekennzeichnete Struktur der Städte lässt deren übliche und gleichzeitige Präsenz ohnehin als Illusion erscheinen. Die normativen Erwartungen an den öffentlichen Raum müssten also etwas heruntergeschraubt werden.

Zum anderen könnte städtische Öffentlichkeit auch segregiert gedacht werden. Der wissenschaftliche Blick geht weg vom einzelnen Ort hin zu räumlichen Strukturen, Netzwerken und prozesshaften Veränderungen. Der öffentliche Raum der Stadt ergäbe sich erst aus der Summe von Räumen, und er ist als ein Mosaik zu begreifen. Ein solcher Blick auf die Öffentlichkeit der Stadt erlaubt es einerseits, segregierte Milieus nicht nur als defizitär – wie es meist in Bezug auf Minderheiten und sozial benachteiligte Gruppen getan wird – sondern als Chance für politische Interessensvertretung und Mobilisierung zu betrachten. Lokale Organisation böte die Möglichkeit, Themen und Interessen auf die gesamtstädtische Ebene zu bringen, die anderweitig versagt blieben. Segregation kann als Chance begriffen werden, das politische Kapital bestimmbarer sozialer Gruppen zu erhöhen. Die gehobenen und etablierten Nachbarschaften wissen dies schon lange in die politische Waagschale zu werfen: Gerichtsprozesse und „Not In My Backyard-Initiativen" sind Ausdruck dessen, ebenso wie die Tatsache, dass vor allem Bewohner bestimmter Quartiere in den Arenen der lokalen Politik vertreten sind.

Damit sind jedoch drei Voraussetzungen angedeutet, die erfüllt werden müssten, um segregierte Öffentlichkeit als ein neues, normatives Ideal zu begreifen, und die somit gleichzeitig Zweifel aufwerfen: Die soziale Durchlässigkeit von Räumen, Freiwilligkeit von Segregation sowie Gewaltfreiheit von Herrschaft:

- Öffentlichen Raum als ein sich veränderndes, fluides Mosaik zu verstehen, setzt voraus, dass die einzelnen Steine des Mosaiks durchlässig sind; durchlässig insofern, dass weder Gated Communities schon das schlichte Betreten eines Quartiers verhindern noch Einkaufspassagen sich gegenüber unerwünschten Personengruppen abschotten können. Darüber hinaus bedarf es auch objektiver Chancen, diese Räume betreten und am sozialen Leben vor Ort teilnehmen zu können. Öffentlicher Personennahverkehr erhöht Chancen für Mobilität und damit für so eine Teilhabe. Auch dezentrale Anlässe (Einkaufsmöglichkeiten, Sport- oder kulturelle Veranstaltungen, öffentliche Einrichtungen etc.) sind von Nöten, denn üblicherweise ist die räumliche Mobilität – gerade bei den unteren sozialen Schichten – begrenzt. Nur aber wenn auch Austausch zwischen unterschiedlichen Mosaiksteinen und damit zwischen unterschiedlichen Normalitäten und Normativitäten erfolgt, ist die Freiheit von rigiden informellen Kontrollen und damit die Freiheit zur Abweichung außerhalb von Privatheit möglich, und nur dann kann trotz Segregation der Umgang mit Differenz und Fremdheit erlernt werden. Die Dezentralisierung von Stadt könnte eine Strategie dahingehend darstellen.
- Segregation wird politisch nur selten in Bezug auf die freiwillige Segregation der gehobenen Schichten als Problem definiert, wenngleich die vielfältigen, geradezu separa-

tistischen Bestrebungen durchaus Anlass dazu böten. Soziale Unterschichtssegregation – das zeigen Befunde aus Europa und den USA – wird deshalb zum Problem, weil sie das Resultat von Diskriminierung und von Marktzwängen in kapitalistischen Gesellschaften ist. Sie ist unfreiwillig und zwingt die schwächsten und gerade in Europa höchst heterogenen sozialen Gruppen zusammen zu leben. Diese entscheiden sich nicht dafür, in Quartieren mit einem präferierten Lebensstil zu wohnen. Freiwillige Segregation setzt aber voraus, Wahlmöglichkeiten zu haben. Ökonomische Ressourcen der Individuen oder wenigstens ausreichende, räumlich verteilte Angebote marktferner Wohnungsmarktsegmente wären eine notwendige Bedingung für solche Wahlmöglichkeiten. Für politischen Einfluss auf der gesamtstädtischen Ebene wäre darüber hinaus eine sich herausbildende lokale Quartiersöffentlichkeit die hinreichende Bedingung. Diese wird aber nicht das automatische Ergebnis von räumlicher, nachbarschaftlicher Nähe sein, sondern von sozialem Austausch und politischer Organisation, die sich etwa über die Identifikation gemeinsamer Interessen herausbilden kann: als Migranten, als Arbeiter, als Betroffene von Umweltverschmutzung etc.

- Öffentlichkeit als politische Partizipation unterschiedlicher Quartiere und der dort präsenten sozialen Gruppen bedarf neben politischen Beteiligungsmöglichkeiten und Organisationsformen materieller Voraussetzungen. Dazu zählen vor allem Bildung und die Befreiung von Arbeit, d.h. Verfügungsgewalt über materielle Ressourcen einerseits und Zeit anderseits. Es verlangt damit auch, nicht nur über innerhalb von vermeintlichen Sachzwängen operierenden Repräsentanten abzustimmen, sondern auch über Arbeit als gesellschaftliches Verhältnis, und Produktions- und Konsumtionsverhältnisse verändern zu können. Aktuelle Formen politischer und ökonomischer Herrschaft und ihre gewaltförmige Basis stehen dem entgegen.

Öffentlichen Raum als ein Mosaik, als ein Netzwerk von Orten zu begreifen, ist insofern erst sekundär eine Frage der Planung und Gestaltung von Raum. Herrschaftsverhältnisse und ihre materiellen Grundlagen unterminieren Chancen auf eine demokratische und pluralistische Struktur des Großstädtischen, und sie sind es, die die entsprechenden Spielräume für Stadtplanung und Architektur begrenzen bzw. diskursiv und gewaltförmig beeinflussen. Von ihnen hängt sowohl die soziale Produktion als auch die soziale Konstruktion von Raum ab und damit sowohl die Bedingungen für öffentlichen Raum im traditionellen Verständnis als auch für das hier vorgeschlagene Verständnis, städtische Öffentlichkeit als segregiert zu begreifen.

Thomas Wozniak

QUEDLINBURGS SOZIALTOPOGRAPHIE IM SPÄTMITTELALTER

1. AUSGANGSLAGE

Die Stadt Quedlinburg ist mit ihren 1.300 vor dem 19. Jahrhundert gebauten Fachwerkhäusern[1] auf 93 Hektar eines der größten Flächendenkmale in Deutschland. Seit 1994 steht sie auf der Liste des Weltkulturerbes der UNESCO. Die Bausubstanz wurde durch Stadtbrände, den Dreißigjährigen Krieg oder den Zweiten Weltkrieg kaum zerstört, und auch die Bauvorhaben zu Zeiten der Industrialisierung oder der DDR führten zwar zu Verlusten, doch fielen diese im Vergleich zu den ursprünglichen Planungen gering aus.[2] Derzeit stehen etwa 950 Bauten unter Denkmalschutz, die seit ihrer Erbauung im Detail verändert, aber in der Gesamtsubstanz weitestgehend erhalten sind.[3]

Aufgrund der bauhistorischen Ausgangslage konnten im vergangenen Jahrzehnt etwa 20 Gebäude ermittelt werden, die im Kern einen spätmittelalterlichen Baubefund aufweisen.[4] Überregional bekannt und viel diskutiert wurden bis dahin nur der so genannte „Ständerbau Wordgasse 3", dessen Alter mittlerweile dendrochronologisch auf 1346/47 datiert werden konnte, und der Neustädter Kirchhof 7 von 1422/23 (d).[5] Der überwiegende Teil der neudatierten Gebäude stammt aus dem 15. Jahrhundert, drei Gebäudeteile aus dem 14. und vier weitere aus dem 13. Jahrhundert: In die Zeit vor 1400 datieren die erhaltenen Gebinde der in Ständergeschossbauweise errichteten Gebäude Breite Straße 12/13 (1330), Reichenstraße 5 (1358) und Breite Straße 14 (1398). In das 13. Jahrhundert datieren Teile der Häuser Klink 6/7 (1288/89), Hölle 11 (1215 und 1295), Kon-

1 *H.-H. Schauer*, Das städtebauliche Denkmal Quedlinburg und seine Fachwerkbauten, Berlin 1990; *ders.*, Quedlinburg. Fachwerkstadt Weltkulturerbe, Berlin 1999; *ders.*, Historische Altstadt und „Sozialistische Umgestaltung": städtebauliche Denkmalpflege in Sachsen-Anhalt bis 1990, Halle/Saale 2007.

2 *K. Kanus-Sieber*, Denkmalpflege in schrumpfenden Städten. Analyse der Parameter und Auswirkungen am Beispiel der Stadt Quedlinburg, in: 5 Jahre Aufbaustudiengang „Denkmalpflege" in Sachsen-Anhalt. Ertrag und Perspektiven eines regionalen cultural heritage management, Halle/Saale 2007, S. 167-178.

3 *F. Grubitzsch* u.a. (Bearb.), Denkmalverzeichnis Sachsen-Anhalt, Band 7.1. Landkreis Quedlinburg, Stadt Quedlinburg, Halle/Saale 1998.

4 *F. Högg*, Gefügeforschung in Quedlinburg: Fachwerkhäuser des 13. und 14. Jahrhunderts, in: Historische Bauforschung in Sachsen-Anhalt, Petersberg 2007, S. 251-280; *ders.*, Fachwerkhäuser des 13. und 14. Jahrhunderts in Quedlinburg, in: *M. Goer* (Hrsg.), Bauforschung in Quedlinburg und der Harzregion, Marburg 2010, S. 67-96; *Th. Eißing*, Probleme der Dendrochronologie in Quedlinburg, ebda., S. 55-66.

5 *U. Adams/A. Koch/I. Kruse/Th. Oberheide*, Das Fachwerkhaus Neustädter Kirchhof 7 in Quedlinburg, in: Denkmalpflege in Sachsen-Anhalt 6 (1998), Nr. 2, S. 12-34.

vent 20 (1232/33) sowie ein spätromanischer Keller im Klink 8/9, dessen Datierung aufgrund archäologischer Befunde um 1215 angegeben wird.[6] Neben die neuentdeckten Baubefunde treten jedoch auch Quellenneufunde.

2. QUELLENNEUFUNDE UND QUELLEN(NEU)ERSCHLIESSUNG

Im Frühjahr 1998 wurden bei Bauarbeiten auf einem Dachboden in Quedlinburg drei Manuskripte aus dem 16. Jahrhundert entdeckt, die zwischen den Deckenbalken eines Fachwerkbaus versteckt waren.[7] Die Bücher tragen die Aufschrift „Schossregister". Das Wort „Schoss" klingt zunächst fremd, steckt aber noch heute in Wörtern wie „Zuschuss" oder „Vorschuss". Es bezeichnet den Geldbetrag, den der einzelne Stadtbürger zum Allgemeinwohl dazugeschossen hat, also die Steuer.[8] Die Bücher sind die städtischen Steuerregister der Jahre 1547, 1548 und 1570.

Die Entdeckung warf Fragen danach auf, wer die Bücher wann und warum versteckt hatte. Das letzte geschriebene Datum in einem beigelegten Brief lautet auf das Jahr 1575. Dessen Wasserzeichen wurde zwischen 1573 und 1575 verwendet. Die dendrochronologische Datierung der verbauten Balken am Fundort ergab das Schlagjahr 1575. Als Hausvorstand ist für das Jahr 1570 der Ratsherr Adam Heune, für 1585 (dessen Nachfahr) Matz Heune nachweisbar. Für das Jahr 1575 ist Adam Heune als Hausbesitzer zu vermuten; er war Ratsherr und könnte so Zugriff auf die Register gehabt und diese – wie aus vergleichbaren Fällen in Lübeck bekannt – während seiner Amtszeit zu Hause gelagert haben. Er war Lehnsnehmer der Äbtissin von Quedlinburg und im Brandfall dafür verantwortlich, die Tore der Altstadt zu öffnen. Nicht geklärt ist bisher, warum Adam Heune 1575 die drei Steuerregister auf seinem Dachboden so gut versteckt hat, dass sie erst nach über 420 Jahren gefunden wurden. Ob wissentlich oder nicht, er hat mehr als einem Viertel der Stadtbürger einen großen Gefallen getan, denn so viele stehen als Schuldner der Stadt in den Büchern verzeichnet. Ohne die Bücher jedoch hatte der Stadtrat keine Möglichkeit, die Schulden nachzuweisen und einzutreiben.

6 *H.-H. Schauer*, Alt-Quedlinburg: Neue Erkenntnisse zur frühen Baugeschichte, in: Denkmalpflege in Sachsen-Anhalt 7 (1999), Heft 2, S. 125-136, hier S. 133 f.; *ders.*, Quedlingburg: Genaue Datierung zweier mittelalterlicher Häuser, in: Denkmalpflege in Sachsen-Anhalt 10 (2002), H. 1, S. 79 f.; *F. Högg*, Baujahr 1289 (d). Relikte eines hochmittelalterlichen Fachwerkhauses im Klink, in: Archäologie und Bauforschung. Auf zwei Wegen in die Vergangenheit, hrsg. von der Stadt Quedlinburg, 2004, S. 50-53; *O. Karlson*, Das verborgene Mittelalter. Klink 8/9, in: Archäologie und Bauforschung. Verborgenes Mittelalter, hrsg. von der Stadt Quedlinburg 2008, S. 7-11; *Th. Küntzel*, Heizungskeller aus dem Mittelalter. Klink 8/9, ebda., S. 12-14.

7 *Th. Wozniak*, Hohe Straße 15 – Überraschende Funde beim Dachstuhlausbau, ebda., S. 46-49; *ders.*, Zu den Handschriftenfunden beim Ausbau der Pension „Zum Altstadtwinkel" im Jahre 1998, in: Quedlinburger Annalen. Heimatkundliches Jahrbuch für Stadt und Region Quedlinburg 3 (2000), S. 29-47. Die folgenden ausgewählten Ergebnisse entstammen der Dissertation des Autors, deren Erscheinen in der Reihe „Studien zur Landesgeschichte" vorgesehen ist.

8 *E. Isenmann*, Art. Schoß, in: LexMA 7 (1997), Sp. 1542 f.

Quedlinburg bestand im Spätmittelalter aus mehreren Teilstädten, von denen die Altstadt und die Neustadt mit ihrem gemeinsamen Rat politisch tonangebend waren.[9] Stadtherrin war die Äbtissin des 936 gegründeten Damenstiftes,[10] das bis zur Säkularisation bestand.[11]

Im Quedlinburger Stadtarchiv sind aus dem 16. Jahrhundert ungefähr 20 Steuerregister und Häuserverzeichnisse überliefert. Für die Erarbeitung der Sozialtopographie stand vorab ein Häuserbuch[12] für den Zeitraum zwischen 1600 und dem Jahr der heutigen Hausnummerierung, 1878, zur Verfügung.[13] Weiterhin hat vor kurzem das Institut für vergleichende Städtegeschichte in Münster das Blatt „Quedlinburg" des Deutschen Historischen Städteatlasses herausgegeben.[14] Auf dieser Grundlage konnten die Haus- und Besitzverhältnisse für das 16. Jahrhundert in Quedlinburg weitestgehend geklärt werden. Davon ausgehend wurden zwei weitaus ältere Quellen ausgewertet: Steuerlisten der Jahre 1310 (für die Altstadt) und 1330 (für die Neustadt). Es handelt sich um zwei der ältesten Haussteuerlisten in Deutschland, die, wenn auch mit zwanzig Jahren Zwischenraum, die Abgaben einer kompletten Stadt enthalten. Diese Listen befinden sich im sog. „Quedlinburger Stadtbuch", das gegen Ende des 13. Jahrhunderts angelegt und bis 1508 immer wieder mit Nachträgen versehen wurde. In anderen Quellen wurde es bis 1523 erwähnt und wohl noch bis in die 1590er Jahre verwendet.[15] Nach dieser Zeit verschwand es aus Quedlinburg und tauchte erst 1830 in Frankfurt am Main wieder auf. Freiherr August v. Haxthausen – seine Nichte war Annette v. Droste-Hülshoff –, der es aus unbekannter Quelle erhalten hatte, schenkte die „defecte Membranhandschrift" dem Rechtswissenschaftler Carl Gustav Homeyer. Für diesen führte „[d]ie Würdigung des Inhaltes [...] zu einer Vergleichung mit ähnlichen Denkmälern, dann weiter zu einer Zusammenstellung der über die sonstigen Stadtbücher des deutschen Mittelalters zugänglichen Nachrichten."[16] Damit war die systematische Stadtbuchforschung geboren.

Die im Quedlinburger Stadtbuch enthaltenen Steuerlisten (*estimaciones domorum*) hat Homeyer nur auszugsweise gedruckt. Eine weitgehend vollständige Edition legte

9 *A. Diener-Staeckling*, Der Himmel über dem Rat. Zur Symbolik der Ratswahl in mitteldeutschen Städten, Halle/Saale 2008, S. 132-145.

10 *H.-E. Weirauch*, Die Güterpolitik des Stiftes Quedlinburg im Mittelalter, in: Sachsen und Anhalt 13 (1937), S. 117-181; ders., Der Grundbesitz des Stiftes Quedlinburg im Mittelalter. Mit einem Urkundenanhang, ebda. 14 (1938), S. 203-295.

11 *C. Bley* (Hrsg.) unter Mitarbeit von *W. Freitag*, Kayserlich – frey – weltlich. Das Reichsstift Quedlinburg im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit, Halle/Saale 2009.

12 *H. E. Specker*, Zur Leistung und Problematik von Häuserkarteien, in: Die Alte Stadt 12 (1985), S. 10-32, hier S. 11.

13 *K. H. Wauer*, Häuserverzeichnis Quedlinburg. Alte Stadt und Neustadt, online: http://home.arcor.de/kczrcz/index.htm [20.10.2008]; *ders*., Archivalische Hausforschung als Hilfsmittel bei der Datierung von Fachwerkhäusern des 16. und 17. Jahrhunderts, in: *M. Goer* (s. A 4).

14 *U. Reuling*/*D. Stracke*, Deutscher Historischer Städteatlas (DHStA), Nr. 1: Quedlinburg, hrsg. von *W. Ehbrecht, P. Johanek* und *J. Lafrenz*, Kartographie von *Th. Kaling* und *D. Overhageböck*, Münster 2006.

15 UB Quedl. II, S. XIX; UB Quedl. I, Nr. 232, 389; II, Nr. 297, 462, 514, S. 412 Nr. 668.

16 *G. Homeyer*, Die Stadtbücher des Mittelalters, insbesondere das Stadtbuch von Quedlinburg, Berlin 1861.

1882 Carl Janicke im zweiten Band des Quedlinburger Urkundenbuches vor.[17] Allerdings verschleiert diese die topographischen Informationen aufgrund einer irreführenden Reihung der Spalten mehr, als dass sie diese offen legt. Eine Neuedition wurde durch topographische Informationen und Material aus Urkunden des 14. Jahrhunderts angereichert[18] und bildet die Grundlage zur Analyse der historischen Sozialtopographie Quedlinburgs im 14. und 16. Jahrhundert.

3. ZUR UMGANGSANALYSE UND SOZIALTOPOGRAPHIE

Die Sozialtopographie als Forschungsmethode[19] untersucht auf der Grundlage von Projektionen wirtschaftlicher und sozialer Merkmale auf den Stadtgrundriss die Entwicklung der Stadt und die Wechselwirkung zwischen gesellschaftlichen Verhältnissen und dem Stadtraum. In der Mittelalterforschung bedient man sich hierfür zweier Verfahren, die eine Anwendung auf spätmittelalterliche Quellen erst ermöglichen. Das ist zum einen die regressive topographische Methode, bei der, ausgehend von den bekannten Zuständen des 18./19. Jahrhunderts, durch vergleichende Rückschreibung ein möglichst weit zurückreichendes Häuserbuch erstellt wird. Zum anderen lassen sich aufgrund dieser rückschreibend gewonnenen Zustände die Umgänge rekonstruieren. Die Umgänge beruhen darauf, dass Ratsangestellte von Parzelle zu Parzelle gegangen sind, um die Steuerhöhen festzustellen und diese Abfolge in den Schossregistern dokumentiert haben. Für die einzelnen Steuerbezirke in Quedlinburg ließen sich die Richtungen und Details dieser Umgänge rekonstruieren.

Es lassen sich in Quedlinburg vier verschiedene Umgänge nachweisen, die zum Teil sehr voneinander abweichen. Dies betrifft sowohl die Richtung, in der die Straßenseiten abgegangen wurden, als auch die Begehung der Straßen an Kreuzungen mit anderen Straßen. Folgende Umgänge lassen sich unterscheiden: 1.) Umgang nach dem Stadtbuch von 1310/30, 2.) Umgang nach dem sog. „Häuserverzeichnis 1480-1551", 3.) Umgang nach den Schossregistern von 1520 bis 1570 und 4.) Umgang ab 1585, der in dieser Reihenfolge bis zur Häusernummerierung vor 1878 galt. Erst mit der Neunummerierung von 1878 wurde die gegenwärtige Hausnummernabfolge festgelegt.

Einige Grundzüge sind allen Umgängen gemein: So kommt die Altstadt immer vor der Neustadt. Innerhalb der Altstadt beginnt der Umgang entweder am östlichen oder westlichen Ende des Marktes und erschließt zuerst die südlichen Straßen, später die nördlichen, gegen den Uhrzeigersinn laufend. Die Neustadt wurde dagegen im Uhr-

17 *K. Janicke* (Hrsg.), Urkundenbuch der Stadt Quedlinburg, 2 Bände, Halle/Saale 1873 und 1882.

18 *A. U. Erath*, Codex diplomaticus Quedlinburgensis, Frankfurt a.M. 1764.

19 *W. Ehbrecht* (Hrsg.), Voraussetzungen und Methoden geschichtlicher Städteforschung, Köln [u.a.] 1979; *D. Denecke*, Sozialtopographie und sozialräumliche Gliederung der spätmittelalterlichen Stadt, in: *J. Fleckenstein/ K. Stackmann* (Hrsg.), Über Bürger, Stadt und städtische Literatur im Spätmittelalter, Göttingen 1980, S. 161-203.

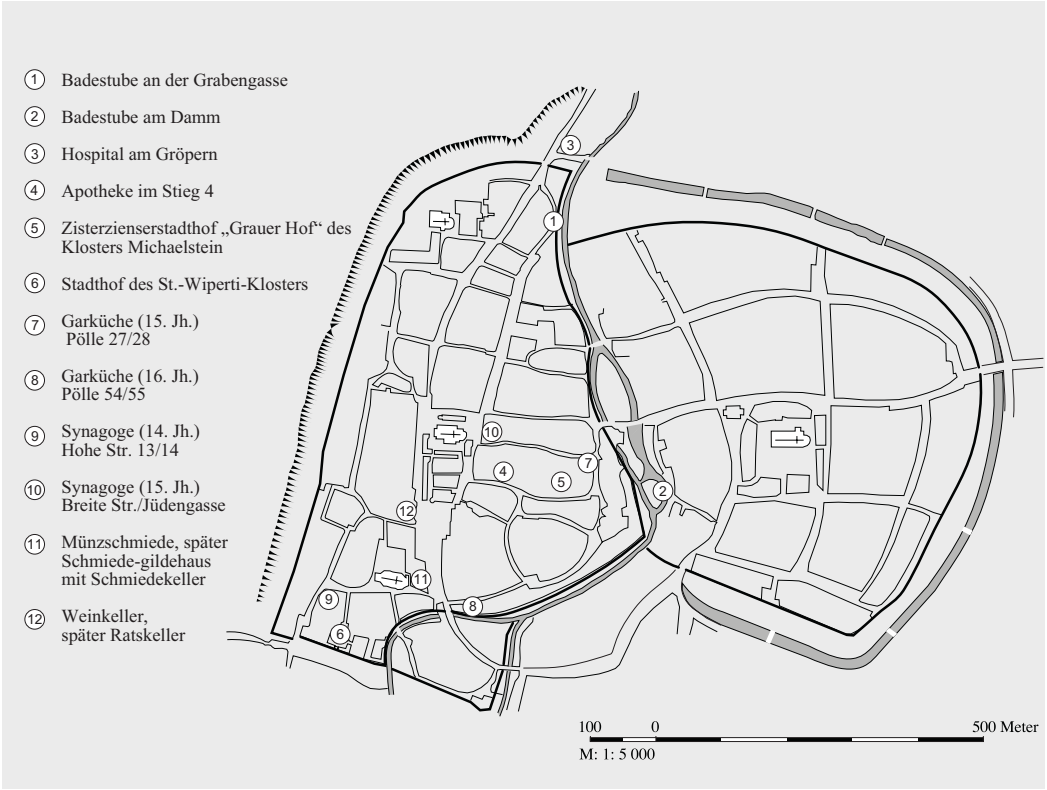


Abb. 1: Neuidentifizierte Einrichtungen Quedlinburgs im 14.-16. Jahrhundert *(Grafik: Th. Wozniak)*.

zeigersinn im Nordwesten beginnend dokumentiert. In Quedlinburg konnten aufgrund der beschriebenen Umgangsanalyse die Standorte einiger bisher unbekannter spätmittelalterlicher Einrichtungen identifiziert werden. Dazu zählt eine Badestube am Ende der Grabengasse, eine Badestube am Ende der Gasse zwischen Pölkenstraße und Damm, ein Hospital am Gröpern, eine Apotheke im Stieg 4, ein Zisterzienserstadthof „Grauer Hof" des Klosters Michaelstein, ein Stadthof des vor der Stadtmauer liegenden St.-Wiperti-Klosters, die beiden Garküchen in der Pölle, eine Synagoge des 14. Jahrhunderts im Bereich Hohe Str. 13-14 sowie eine Synagoge des 15. Jahrhunderts an der Ecke Breite Str./Jüdengasse.

Durch Vergleich der Umgänge war es weiterhin möglich, eine hohe Ortskonstanz für die spätmittelalterliche Münzschmiede (*domus muntsmede*), den Weinkeller (*domus vini*) und den Schuhhof ab mindestens 1310 nachzuweisen. Die Münzschmiede ging später im Schmiedegildehaus mit dem Schmiedekeller auf, der Weinkeller wurde zum Ratskeller, und die Fachwerkbauten des Schuhhofs existieren bis heute.

4. ZUR ALLGEMEINEN STÄDTISCHEN SITUATION

Insbesondere die Standortkontinuität der stiftischen Münzschmiede,[20] die rechtlich auf ein ottonisches Diplom von 994 zurückgeht,[21] kann in der seit langem diskutierten Erstanlage des ottonischen Marktes als neues Argument zugunsten der Lagekontinuität des Marktes am heutigen Standort gewertet werden. Die bisherige Annahme, in Quedlinburg sei der ottonische Stadtgrundriss noch erkennbar,[22] musste relativiert werden. Kein Straßenname stammt aus der vorstaufischen Zeit. Zudem sind in der nördlichen und südlichen Altstadt Brände im 11. und 12. Jahrhundert chronikalisch und archäologisch belegt. Erst nach diesen Bränden wurde dort jeweils das heutige Straßennetz angelegt.[23]

Um den älteren Markt herum entwickelte sich im 11. und 12. Jahrhundert die spätere Altstadt. Die östlich davon gelegene Neustadt wurde 1222 erstmals erwähnt, aber wohl schon einige Jahrzehnte vorher angelegt. Die Herkunft der neuen Bewohner ist auch an der Nordseeküste zu suchen, denn im 12. und 13. Jahrhundert führten die dort verstärkt auftretenden Sturmfluten[24] zu einer Migration von Bevölkerungsteilen aus dem Norden in den mitteldeutschen Raum. Mehrere dieser in der Textilproduktion und dem Wasserbau kundigen Flüchtenden scheinen nach Quedlinburg gezogen zu sein. Die Analyse der älteren Straßen- und Personennamen[25] in der von den Quedlinburger Äbtissinnen im ausgehenden 12. Jahrhundert planmäßig angelegten Neustadt ergab, dass der Norden dieser Neustadt dabei der Textilproduktion diente, der Süden einer zuarbeitenden Viehwirtschaft, die auch die Versorgung sicherte. Der Stadtgrundriss ähnelt dem Grundriss des „Hagens" in Braunschweig, einer Neustadtgründung von 1164, und die Struktur jener der Dammstadt in Hildesheim, einer Gründung von 1196.[26]

In der Umgebung des Neustädter Marktes liegen mit der „Weberstraße", dem „Nobben" (Kämmen von Gewebe), der „Kürschnergasse" und der „Balnstraße" mehrere Bezeichnungen aus dem Bereich der Textilverarbeitung vor, mit der „Pölckenstraße", dem „Tittenplatz" und dem „Fohlenhof" aus der Viehwirtschaft. Zudem saßen die Mitglieder der Lakenmacher-Innung ursprünglich nur in der Neustadt, wie aus speziellen Vorschriften in deren Innungsbrief sichtbar wird. Auch lassen sich in der Neustadt weitere Textilberufe, wie Färber oder Schneider sowie die Mitglieder einer ursprünglich

20 *M. Mehl*, Die Münzen des Stiftes Quedlinburg, Hamburg 2006.
21 MGH DD O III, Nr. 155.
22 *E. Herzog*, Die ottonische Stadt. Die Anfänge der mittelalterlichen Stadtbaukunst in Deutschland, Berlin 1964, S. 37.
23 *Th. Wozniak*, Rätselhafte und verschwundene Straßen und Straßennamen, in: Archäologie und Bauforschung, hrsg. von der Stadt Quedlinburg, 2008, S. 52 f.
24 *C. Weikinn*, Quellentexte zur Witterungsgeschichte Europas von der Zeitwende bis zum Jahre 1850. Teil 1 (Zeitwende - 1500), Berlin 1958, S. 47-52, 69-71, 98-122.
25 *S. Kleemann*, Die Quedlinburger Familiennamen, Quedlinburg 1891.
26 *Th. Küntzel*, Die Dammstadt von Hildesheim: Ideal und Realität einer hochmittelalterlichen Stadtgründung, in: Concilium Medii Aevi 10 (2007), S. 1-32.

eigenständigen Neustädter Gewandschneidergilde nachweisen. Erst gegen Ende des 13. Jahrhunderts schlossen sich die Gewandschneidergilden der Alt- und Neustadt zusammen. Die Altstadt wurde 1330 mit der Neustadt belehnt und bildet mit ihr seither eine Einheit. Die Gewandschneider hatten den größten Einfluss aller Innungen auf den Quedlinburger Rat, nicht nur, wie bisher bekannt, im 14.,[27] sondern teilweise bis in das 16. Jahrhundert.

5. ZU DEN STÖRFAKTOREN DER STADTENTWICKLUNG

Die Einträge in den Schossregistern sind von verschiedenen natürlichen oder von Menschen fahrlässig verursachten Katastrophen beeinflusst. Das Ausmaß dieser Abweichungen ist jedoch sehr ungleich. Der einzelne Hausbesitz, der die Grundlage der Zugehörigkeit zum Bürgerverband darstellte, war gefährdet durch Stadtbrände[28] und Hochwasser, die beide in ihren zerstörerischen Auswirkungen zum Verlust der Behausungen führen konnten.

Quantitative Aussagen sind für Quedlinburg folgende zu treffen: Von 1450 bis 1750 lassen sich in der Altstadt und Neustadt 23 Brände nachweisen, die insgesamt 130 Häuser betrafen. Wohl mehr als drei Viertel aller Brände wurden durch menschliche Unachtsamkeit (Herdfeuer, Werkstätten, Brandstiftung etc.) verursacht. Im Brandfall lässt sich – falls ein Brand den Neubau des Hauses erzwungen hatte – eine Schossbefreiung für drei Jahre feststellen. Auch die Folgen des Hochwassers waren zu spüren, da die vom Wasser durchfeuchtete Balkenkonstruktion der Fachwerkhäuser am Erdboden ersetzt werden musste, außerdem die Keller verschlammten, die Gefache herausgespült wurden und der Lehmestrich erneuert werden musste.

Der Einfluss, den epidemische Krankheiten auf die Eintragungen in den Schossregistern nahmen, war geringer als zunächst vermutet. Bei vier detailliert in einzelnen Vierteln nachvollziehbaren Pestereignissen im 16. Jahrhundert lag der Anteil der betroffenen Kinder bei über 70 Prozent. Dagegen konnte ein durchschnittlicher Anteil der schosspflichtigen Haushaltsvorstände an den Pesttoten von etwa zwölf Prozent ermittelt werden; und nur diese sind in den Schossregistern eingetragen. Die durch die Krankheiten unbewohnt gewordenen Wohnstätten wurden meist innerhalb kurzer Zeit (weniger als zwei Jahre) wieder vollständig durch Zuzug mit Neubürgern belegt. Insgesamt sind die Pestereignisse weniger in den Schossregistern zu beobachten als vielmehr in überdurchschnittlichen Zahlen in den Neubürgerlisten der Ratsregister.[29] Letzte Ge-

27 *K. Militzer/P. Przybilla*, Stadtentstehung, Bürgertum und Rat. Halberstadt und Quedlinburg bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts, Göttingen 1980.

28 *K. P. Jankrift*, Brände, Stürme, Hungersnöte: Katastrophen in der mittelalterlichen Lebenswelt, Darmstadt 2003; *E. Isenmann*, Die deutsche Stadt im Spätmittelalter 1250-1500. Stadtgestalt, Recht, Stadtregiment, Kirche, Gesellschaft, Wirtschaft, Stuttgart 1988, S. 52 f.

29 *W. Hobohm*, Der städtische Haushalt Quedlinburgs in den Jahren 1459 bis 1509, Halle/Saale 1912.

wissheit über das Auftreten der Pest gaben aber oft erst die überlieferten kirchlichen Sterberegister oder erhaltene Grabmonumente. Es stellte sich heraus, dass chronikalische Nachrichten über Pestepidemien selten zuverlässig sind, da die Autoren häufig keine Zeitgenossen waren und allgemeine Kenntnisse zur Pest unkritisch in ihre Darstellungen aufnahmen. Die dritte große Gruppe neben den topographischen und epidemischen Zäsuren, die einen unmittelbaren Einfluss auf die Schossregister nahmen, waren die politischen Zäsuren. Sie sind in den Registern am schwersten zu fassen, denn oft war ihr Einfluss nur auf ein Jahr beschränkt, und sie wurden häufig innerhalb eines Jahres wieder rückgängig gemacht.

Zwischen 1325 und 1343 waren die Quedlinburger Bürger mehrmals in die Fehden zwischen den Grafen von Regenstein und dem Bischof von Halberstadt involviert.[30] Dies hatte Auswirkungen bis hin zur kompletten Neubesetzung des Rates im Jahr 1343.[31]

Von 1460 an sank die Einwohnerzahl kontinuierlich bis in die 1480er Jahre. Mit dem oft beschriebenen Ende der städtischen Selbstständigkeitsbestrebungen 1477[32] ist dieser Prozess (die Zahl der Haushalte sank von 1024 auf 744) gestoppt worden. Die Ursache der schwindenden Einwohnerzahl könnte in der langjährigen Auseinandersetzung bestimmter Ratskreise mit der Äbtissin liegen; so versuchten insbesondere die Gewandschneider, ihre Interessen gegen die Interessen der Stadt und der Stadtherrin durchzusetzen.

Einer der Ausgangspunkte für die lutherische Reformation in Quedlinburg war im 16. Jahrhundert das Augustinerkloster in der Neustadt. 1523 wurde es erstmals verlassen, neu besetzt und zwei Jahre später im Zuge des Bauernkrieges ebenso wie die anderen Klöster geplündert. Es dauerte jedoch bis 1540, bevor die Reformation in Quedlinburg durchgesetzt wurde. 1547 besetzten Truppen Kurfürst Friedrichs die Stadt knapp drei Monate lang im Zuge des Schmalkaldischen Krieges. Dabei wurde ein Teil des Rates ausgetauscht, eine Sondersteuer erhoben und Friedrich gehuldigt. Im selben Jahr wurden nach einer Niederlage Friedrichs alle Truppen wieder abgezogen und die alten Verhältnisse wieder hergestellt. Die erhobene Sondersteuer war die erste einer Reihe von Zahlungen, die die Stadt tief in die Schulden führte. Durch Verpachtungen städtischer Güter und die Aufnahme von Krediten versuchte der Rat die Überschuldung zu bekämpfen.[33]

30 *H. Lorenz*, Werdegang von Stadt und Stift Quedlinburg, Quedlinburg 1922, S. 143; *B. U. Hucker*, War Albrecht II. von Regenstein (1310-1348/49) der legendäre „Raubgraf"?, in: Quedlinburger Annalen. Heimatkundliches Jahrbuch für Stadt und Region Quedlinburg 12 (2009), S. 15-19, 26-35.

31 *E. Scheibe*, Studien zur Verfassungsgeschichte des Stifts und der Stadt Quedlinburg, Borna-Leipzig 1938, S. 66-71.

32 *M. Vollmuth-Lindenthal*, Äbtissin Hedwig von Quedlinburg: Reichsstift und Stadt Quedlinburg am Ende des 15. Jahrhunderts, in: *W. Freitag* (Hrsg.), Mitteldeutsche Lebensbilder: Menschen im späten Mittelalter, Köln 2002, S. 69-88.

33 *H. Lorenz* (Bearb.), Quellen zur städtischen Verwaltungs-, Rechts- und Wirtschaftsgeschichte von Quedlinburg vom 15. Jh. bis zur Zeit Friedrichs d. Grossen, 1. Teil, Halle/Saale 1916.

6. AUSGEWÄHLTE ERGEBNISSE DER SOZIALTOPOGRAPHIE

Um die Sozialtopographien Quedlinburgs im 14. und 16. Jahrhundert zu vergleichen, wurden zunächst grundlegende strukturelle und demographische Faktoren betrachtet. Aufgrund der Unterschiede innerhalb der verschiedenen Umgänge lassen sich Angaben über die Entwicklung des Straßennetzes formulieren.[34] Im 14. Jahrhundert wurden in der Altstadt zwölf Bezeichnungen für die Steuerbezirke verwendet. Diese Abschnitte wurden im Laufe des 15. und 16. Jahrhunderts immer weiter unterteilt und mit weiteren Bezeichnungen versehen. So wurden im 14. Jahrhundert etwa unter dem Begriff *alta platea* („Hohe Straße") die heutige Hohe Straße, aber auch die Blasiistraße, die Wordgasse und Teile des westlichen Marktes verstanden. Zu Beginn des 17. Jahrhunderts ist diese Ausdifferenzierung überwiegend abgeschlossen und die Straßenzüge tragen weitgehend ihre heutigen Namen.

Die Entstehung neuer Straßen und die Besiedlung freier Flächen innerhalb der Stadtmauern hing eng mit dem Zuzug von Neubürgern in das Stadtgebiet zusammen. Zu Beginn des 14. Jahrhunderts wurden solche Hinzuziehenden häufig noch mit der Silbe „de" und dem Herkunftsort gekennzeichnet; dies betrifft in dieser Zeit etwa ein Drittel aller Haushaltsvorstände. Die neuen Bürger stammten aus 160 verschiedenen Orten, von denen die meisten in der unmittelbaren Umgebung lagen. Die aus größerer Entfernung zugewanderten Personen zogen meist aus der norddeutschen Tiefebene (Friesland, Niederlande) zu, aber niemals aus Süddeutschland.

Im 16. Jahrhundert gibt es zwar auch noch Ortsbezeichnungen als Familiennamen, aber nur in Einzelfällen stimmen diese noch mit dem Herkunftsort überein. Die Familiennamen konnten also nicht zur Analyse der Herkunft genutzt werden. Stattdessen war es möglich, Herkunftsbezeichnungen in den jährlichen Neubürgerlisten auszuwerten. Von 1530 bis 1580 wurden 994 Neubürger – das entspricht durchschnittlich 26 Neubürgern pro Jahr – in diese Listen eingeschrieben. Nur bei 22 Prozent von ihnen ist die Herkunft angegeben. Die größte Gruppe hiervon wanderte aus der unmittelbaren Umgebung zu, die zweitgrößte aus der Region zwischen Oker und Weser, die drittgrößte aus Sachsen. Zu dieser Zeit wanderten jedoch auch Personen aus entfernten süddeutschen Regionen (Bayern, Pfalz) zu.

Vermögensorientierte Schichtungsmodelle aufzustellen, gehört zu den klassischen Vorgehensweisen der Stadtforschung. Doch rücken neuere Arbeiten zunehmend davon ab, da solche Modelle von einer hohen Statuskonsistenz ausgehen müssen, die wohl so in den spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Gesellschaften gar nicht gegeben war.[35] Zum Beispiel konnte die persönliche Bekanntschaft aus dem Studium wichtiger sein als die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Vermögensklasse. Für die Auswertung

34 *W. Seelmann*, Quedlinburg und seine alten Straßennamen, in: Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte und Altertumskunde 63 (1930), S. 1-22.

35 *H. Rüthing*, Höxter um 1500. Analyse einer Stadtgesellschaft, Paderborn 1986, S. 26.

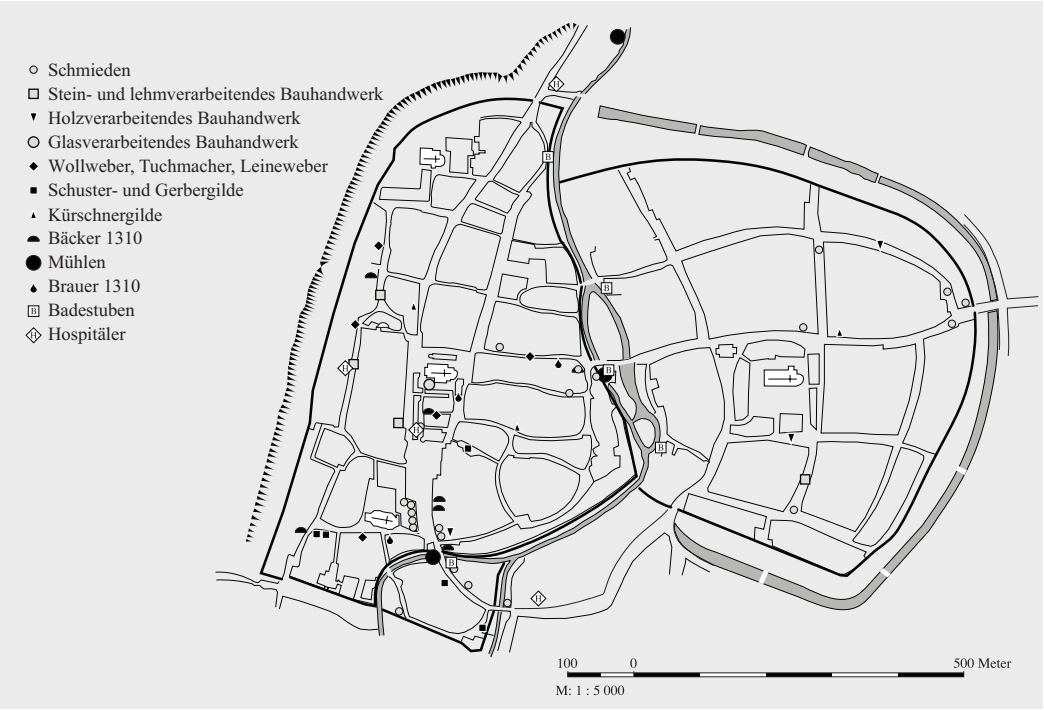


Abb. 2: Standorte ausgewählter Gewerbe in Quedlinburg im 14. Jahrhundert *(Grafik: Th. Wozniak).*

der Vermögen in Quedlinburg wurde die Mittelwertanalyse angewendet. Diese ergab, dass im 14. Jahrhundert sieben Prozent der vermögendsten Bürger etwa ein Drittel der Steuern erbrachten. Demgegenüber lag die Zahl der Geringstvermögenden – hier derjenigen, die weniger als ein Zehntel des Durchschnittsvermögens besaßen – bei nur fünf Prozent. Der überwiegende Teil der Stadthaushalte gehörte zur Mittelschicht.

Im 16. Jahrhundert stellten sich diese Verhältnisse anders dar. Während die Vermögendsten etwa ein Zehntel umfassten und mehr als 40 Prozent der Steuern zahlten, stieg die Zahl der Geringstvermögenden von zwei Prozent im Jahr 1525 auf ein Drittel im Jahr 1585. Ab der Mitte des 16. Jahrhunderts öffnete sich in Quedlinburg die soziale Schere, indem die wohlhabenden Bürger über mehr Finanzmittel verfügten und die Gruppe der Geringstvermögenden größer wurde.

Die topographische Verteilung des Vermögens konzentriert sich im 14. und gleichermaßen im 16. Jahrhundert in der Altstadt vornehmlich um den Markt, die Hohe Straße und die Breite Straße, in der Neustadt dagegen fast ausschließlich auf der nach Süden gewandten Straßenseite des Steinweges. Die Vermögenstopographie stimmt mit der Verteilung der ratsfähigen Familien weitgehend überein.

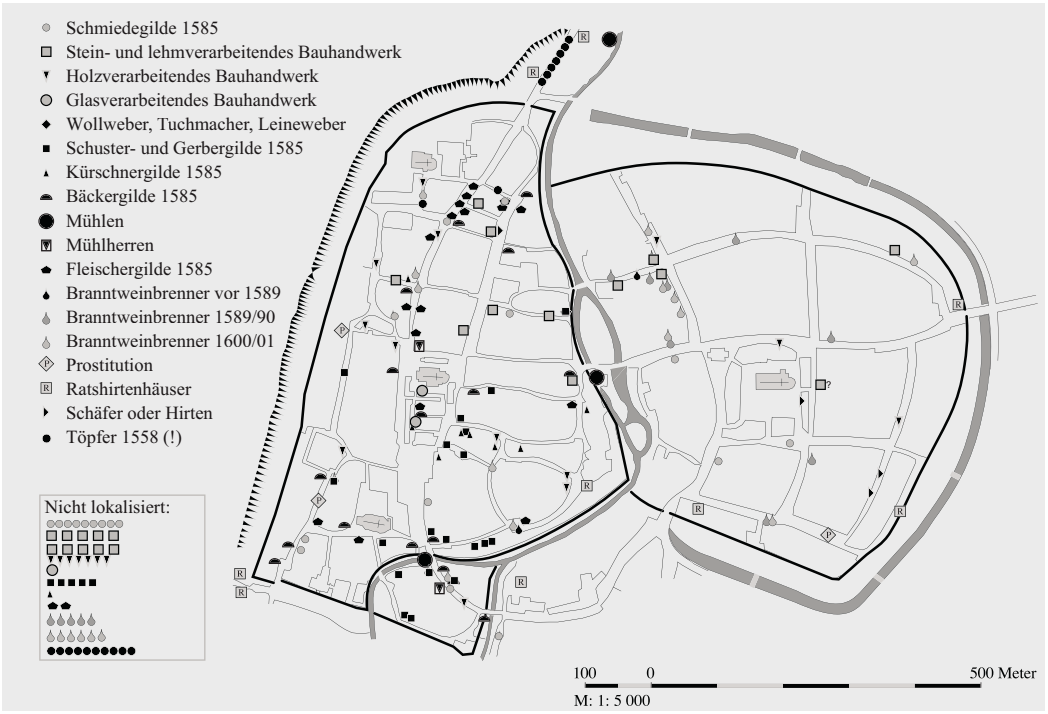


Abb. 3: Standorte ausgewählter Gewerbe in Quedlinburg im 16. Jahrhundert *(Grafik: Th. Wozniak)*.

Zu den ratsfähigen Familien am Beginn des 14. Jahrhunderts gehörten die Familien von Orden, Tzabel, Mester, von Marsleben, Lafforde und von Wegeleben. Die meisten Bürgermeister im 14. Jahrhundert stellten die Familien Orden, Tzabel, Mester (Mesterianes), König/Rex, Hasselfelde und Marsleben.

Im 16. Jahrhundert gehörten zu den politisch mächtigen ratsfähigen Familien die Lüder, Setler, Schmit, Heune, Webell, Witte, Helmolt, Matz, Müller und Werner. Insgesamt stellten nun 32 Familien die Bürgermeister, aber nur drei Familien – Grashoff, Becker und Döring – konnten mehr als eine Person in dieses Amt bringen. Eine Kontinuität der Ratsfähigkeit einer Familie im 14. und 16. Jahrhundert ließ sich nur bei den Familien Aken und Harzgerode feststellen.

Im 14. Jahrhundert lassen sich bei etwa einem Zehntel der Familien in Quedlinburg Mitglieder als Ministeriale der Äbtissin von Quedlinburg nachweisen, aber auch anderer lokaler Herrscher, namentlich des Bischofs von Halberstadt oder der Grafen von Regenstein.

Auffällig im 16. Jahrhundert ist, dass von 550 insgesamt verzeichneten Lehnsempfängern der Äbtissin etwa 470 Bürger aus Quedlinburg und Umgebung waren. Diese

standen in einem persönlichen Lehnsverhältnis zur Äbtissin. Bei der topographischen Analyse fällt auf, dass häufig die Grundstücke in Eck- oder Spornlage zum verlehnten Besitz der Äbtissin gehörten.[36] Um die Topographie der Berufsstrukturen zu untersuchen, wurden die Berufe acht großen Gruppen zugeordnet; dabei wurde in die Nahrungsmittelproduktion, die Metallverarbeitung, das Textilgewerbe, die Fell- und Lederverarbeitung, das Bauhandwerk, die nichtmetallische Gebrauchsgüterproduktion, das Buch- und Kunsthandwerk sowie in Dienstleistungen unterteilt.

Was die Nahrungsmittelproduktion anbelangt, wohnten im 14. Jahrhundert die Bäcker und die vergleichsweise wenigen Brauer in der Nähe von zwei der drei Mühlen im Stadtgebiet. Das Bäckergildehaus und die Fleischscharren lagen, wie in anderen Städten auch, hinter dem Rathaus; jedoch kam im 15. Jahrhundert ein weiterer Fleischhof am Südende des Marktes hinzu. Im 16. Jahrhundert waren die Bäckereien und die Fleischereien stärker verteilt.

Braurecht besaßen 197 Haushalte, fast ein Viertel aller Haushalte. Eine größere Anzahl von Lebensmittelproduzenten fand sich entlang der Schmalen Straße. Die gegen Ende des 16. Jahrhunderts aufkommenden Branntweinbrennereien konzentrierten sich 1589/90 im Nordwesten der Neustadt, bevor sie sich um 1600 weiter verteilten.

Hinsichtlich der Metallverarbeitung des 14. Jahrhunderts konzentrierten sich die Schmieden in der Altstadt an drei Orten, am Südende des Marktes um den Standort der Münzschmiede, in der später so genannten Schwertgasse[37] und in der Nähe des ehemaligen östlichen Stadttores (Bockstraßentor). Gegenüber in der Neustadt lagen die Schmieden entweder in Randlage unmittelbar vor der Stadtmauer oder in der Nähe des östlichen Stadttores (Oeringertor). Einzelne Schmiedegruppen, etwa die Messermacher, die ausschließlich auf der Steinbrücke vorkamen, neigten zur Quartierbildung. War im 14. Jahrhundert die Eck- oder Randlage ein Charakteristikum der Schmieden, so fanden sie sich 200 Jahre später über das gesamte Stadtgebiet verteilt und nur noch selten in Ecklage.

Beim Textilgewerbe wohnten im 14. Jahrhundert die Produzenten (Wollweber, Lakenmacher, Färber etc.) klar in Stadtrandlage, der Vertrieb (Gewandschneider etc.) dagegen konzentrierte sich auf drei große Quartiere: In der Altstadt hatten die meisten Gewandschneider ihren Standort im Bereich Hohe Straße/Markt sowie am nördlichen Ende der Breiten Straße zur Schmalen Straße. In der Neustadt konzentrierten sie sich im „Nobben" und „Steinweg" in der Nähe des östlichen Stadttores. Die Textilproduktion lag hier ganz klar in der nördlichen Stadthälfte, wo sich die Straßennamen auf die Textilproduktion und die zugehörigen Handwerker beziehen. Im 16. Jahrhundert waren die Gewandschneider weitläufig über das Stadtgebiet verteilt.

36 *W. Grosse*, Gerichtsakten als genealogische Quelle, in: Roland, Archiv für Stamm- und Wappenkunde 12 (1911/12), S. 17 f.; *K. H. Lampe*, Quedlinburger Lehnbücher, in: ebd. 14 (1913/14), S. 81-84.

37 *U. v. Damaros*, Der ehemalige Gasthof „Zum Güldenen Schwert", jetzt Haus Weingarten 22 in Quedlinburg, in: *M. Goer* (s. A 4), S. 133-156.

Unter Fell- und Lederverarbeitung wurden hier die Kürschner, Gerber und Schuhmacher zusammengefasst. Zwar findet sich der Name „Kürschnergasse" in der Neustadt, aber Kürschner ließen sich dort weder im 14. noch im 16. Jahrhundert nachweisen, und auch für das 15. Jahrhundert lassen sie sich nur vermuten. Der Schuhhof wurde im 14. Jahrhundert in der Nähe des Rathauses erwähnt. Lederverarbeitende Handwerker fanden sich dort und im Bereich Steinbrücke/Word, wo insbesondere die Gerber das Wasser des Mühlgrabens nutzten. Im 16. Jahrhundert neigten die Kürschner zu einer starken Quartierbildung, da sie sich fast ausschließlich in der Nähe des Schuhhofes ansiedelten. Auch die Schuhmacher konzentrierten sich stärker in und um den Schuhhof, während die Gerber die Wassernähe in der südlichen Altstadt und im Bereich Steinbrücke/Word noch mehr nutzten als 200 Jahre zuvor.

Anhand der wenigen Bauhandwerker, die im 14. Jahrhundert genannt wurden, ist keine Quartierbildung nachzuweisen. Die Steinmetze konzentrierten sich in der westlichen Altstadt, die Zimmerleute waren weit verstreut. Anders stellt sich dies im 16. Jahrhundert dar, als die steinverarbeitenden Bauhandwerker sich in der nordöstlichen Hälfte der Altstadt und der gegenüberliegenden nordwestlichen Hälfte der Neustadt zusammenfanden. Die zwanzig fassbaren holzverarbeitenden Bauhandwerker waren aber weiterhin dispers über das ganze Stadtgebiet verteilt.

Die Töpfer neigten in Quedlinburg von Anfang an zur Quartierbildung.[38] Das ältere Töpferviertel befand sich im Gröpern (*lutifigulos*), das jüngere in der „Altentopfstraße". Beiden Vierteln ist gemein, dass sie außerhalb der Stadtmauer lagen. Im Unterschied zur Altentopfstraße wurden aber die Bewohner des Gröpern mit in den Schossregistern dokumentiert. Über die Töpfer des 14. Jahrhunderts lässt sich nur deren Existenz im Gröpernviertel feststellen. Aufgrund einer Gesellenliste von 1558 (!) kann die Quartierbildung im Gröpern auch quantitativ nachgewiesen werden.

Einige Gewerbe im Dienstleistungsbereich wurden im Spätmittelalter zumindest zeitweise von städtischer Seite organisiert. Dazu gehörte im 14. Jahrhundert die individuelle Hygiene in fünf Badestuben. Im Laufe des 15. Jahrhunderts kam die Sicherstellung der Ernährung der ärmsten Bevölkerungsteile in einer Garküche hinzu sowie die Institutionalisierung der Prostitution in einem „Frauenhaus" am westlichen Stadtrand. Alle diese Einrichtungen befanden sich unter der Kontrolle des Rates und wurden von diesem gegen Gebühren an private Dienstleister verpachtet. Im 16. Jahrhundert wurden das Frauenhaus und die Badestuben aufgelöst.

7. DEMOGRAPHISCHER AUSBLICK

Die demographische Entwicklung ist aufgrund der erhaltenen Steuer- und Ratsrechungen ab der Mitte des 15. Jahrhunderts relativ gut nachzuvollziehen. 1310/30 sind etwa 750

38 *S. Kleemann*, Kulturgeschichtliche Bilder aus Quedlinburgs Vergangenheit, Quedlinburg 1922, S. 46 f., 51.

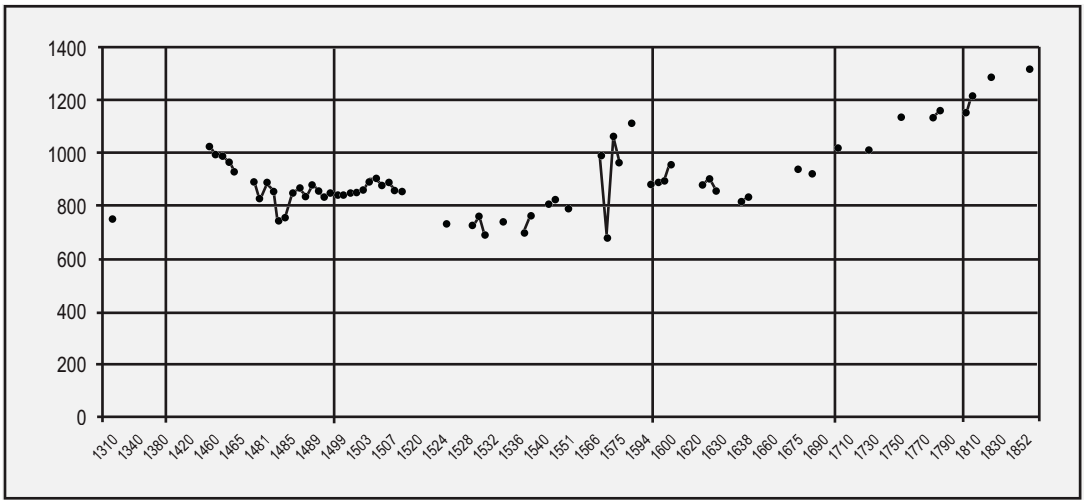


Abb. 4: Quedlinburg. Anzahl der Haushalte; Entwicklung von 1300-1852 *(Grafik: Th. Wozniak).*

Haushalte in der Stadt erfassbar. Einen ersten Hochstand mit über 1.040 Haushalten erreichte die Stadt um 1460. Bis in die 1480er Jahre fiel diese Zahl kontinuierlich ab, stabilisierte sich dann für 40 Jahre und erreichte in den 1530er Jahren einen Tiefststand, der sogar noch unter dem Wert von 1310/30 lag. Aufgrund von Zuzügen und trotz mehrfach nachweisbarer Pestepidemien (1567, 1577, 1598) übertraf die Stadt in den 1590er Jahren erstmals wieder das Niveau von 1460. Diese Phase dauerte jedoch nur kurz, und bis in die 1660er Jahre sank die Zahl der Haushalte wieder. Erst um 1700 wurden erneut die Werte der 1460er und 1590er erreicht und ab 1750 kontinuierlich überboten. Erwähnenswert ist das Jahr 1725, als die Zahl der Haushalte in der Neustadt zum ersten und einzigen Mal die der Altstadt übertraf. Zusammengefasst erreichte der Bevölkerungsanstieg 1950 mit 35.555 Einwohnern seinen Höchststand und seither sinkt die Einwohnerzahl wieder kontinuierlich. Zwar hat sich die Entvölkerung nach 1989/90 beschleunigt, doch stabilisierte sich die Zahl innerhalb des Flächendenkmalbereichs bei etwa 8.500 Einwohnern. Um dem weiteren Leerstand entgegen zu wirken, wird derzeit im Auftrag der UNESCO ein „Welterbemanagementplan" erarbeitet, bei dem sämtliche Gebäude, inklusive der Hintergebäude, neu erfasst werden – Neuentdeckungen sind nicht ausgeschlossen.

Marc Funk

GRENZFALL KEHL AM RHEIN:
STADTENTWICKLUNG IN DEUTSCH-FRANZÖSISCHER PERSPEKTIVE

1. EINLEITUNG

Grenzorte und Grenzregionen spielen eine besondere Rolle. An den Nahtstellen von Nationalstaaten treffen unterschiedliche räumliche Strukturen und politische Systeme aufeinander. Grenzen haben trennenden aber auch verbindenden Charakter. Beides wird in den Grenzorten und Grenzregionen spürbar und sichtbar. Die trennende Wirkung zeigt sich häufig durch eine unzureichende Verkehrsinfrastruktur, segmentierte Märkte oder sprachliche Barrieren. Als Kontaktzone mit Scharnierfunktion für die Bevölkerung verschiedener Länder haben sie dagegen eine wichtige Funktion für das Zusammenleben und den sozialen, kulturellen sowie wirtschaftlichen Austausch. Allein in der Europäischen Union leben ca. 12,5 Mio. Menschen in Grenzregionen, die regelrecht Laboratorien der europäischen Integrationspolitik darstellen.[1] Es gehört zu den Grundzügen der europäischen Politik innerhalb der Mitgliedsstaaten für wirtschaftliche und soziale Kohäsion zu sorgen. Daher hat sich die Gemeinschaft in den vergangenen Jahren verstärkt und insbesondere bei der Aufnahme neuer Mitgliedsstaaten dem Ausgleich regionaler Disparitäten und dem Zusammenwachsen von Regionen über die nationalen Grenzen hinweg gewidmet.[2]

Die Oberrheinregion gehört zu den wirtschaftlichen Kernräumen der Europäischen Union und besitzt Vorbildcharakter für die Zusammenarbeit in einem Europa der Regionen. Bereits in den frühen 1960er Jahren wurden erste Initiativen für eine grenzübergreifende Zusammenarbeit am Oberrhein ergriffen, Netzwerke gebildet und Kooperationsformen entwickelt.[3] Die Zusammenarbeit der Akteure aus Deutschland, Frankreich und der Schweiz erreicht mittlerweile einen hohen Institutionalisierungsgrad. Die supranationalen Strukturen sind fest etabliert. Die Grenze ist durchlässig geworden. Hemmnisse im politischen und sozialen Bereich konnten deutlich abgebaut werden, auch wenn ein ungehinderter wirtschaftlicher Austausch zwischen der Nord-

1 *R. Kleinschmager*, Das Elsass zwischen Deutschland und Europa, in: Geographische Rundschau 51 (1999), S. 116.

2 *S. Köhler*, Großräumige grenzüberschreitende Verflechtungsräume in Deutschland. Weiterentwicklung der Leitbilder für die Raumentwicklung in den „Modellvorhaben der Raumordnung" (MORO) des Bundes, in: Standort – Zeitschrift für angewandte Geographie 33 (2009), S. 33.

3 *C.J. Haeffliger*, Institutionelle grenzübergreifende Initiativen in der EuroRegion Oberrhein, in: Regio Basiliensis 44 (2003), S. 176.

westschweiz und den nördlich angrenzenden Nachbarn trotz der bilateralen Verträge zwischen der Schweiz und der Europäischen Union noch nicht vollständig erreicht werden konnte.[4] Die Zunahme der grenzübergreifenden Verflechtungen in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft führt immer mehr zur Ausbildung eines trinationalen Wirtschafts- und Lebensraumes. Die vielfältigen Initiativen auf der politischen Ebene haben hierzu erheblich beigetragen. Hauptprofiteure eines sich verstärkenden und herausbildenden trinationalen Wirtschafts- und Lebensraums am Oberrhein sind die Grenzorte wie z.B. Kehl am Rhein, die eine wichtige Brückenfunktion einnehmen.

Die Geschichte von Kehl ist die der Straßen, des Verkehrs und des Handels, sie ist aber vor diesen vor allem die Geschichte kriegerischer Auseinandersetzungen. Keine einzige Stadt am Rhein hat so viel Leid erdulden müssen wie die strategisch wichtige Brücken- und Festungsstadt, die immer wieder von französischer in deutsche Hand wechselte und dabei den Preis jeweils mit ihrer Vernichtung bezahlen musste.[5] Im deutsch-französischen Krieg von 1870/1871 wurde die Stadt als einzige deutsche Stadt schwer beschädigt, eine elfjährige Besatzungszeit von 1919 bis 1930 hemmte das wirtschaftliche, kulturelle und gesellschaftliche Leben, und erst vier Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs erfolgte die endgültige Freigabe Kehls durch Frankreich.

Die bestimmende Determinante für die Entwicklung der Stadt Kehl war und ist somit die Lage an der Grenze und die Nachbarschaft zu Straßburg. Über Jahrhunderte ein Nachteil und mit leidvollen Erfahrungen verbunden hat sie sich inzwischen als Standortvorteil entwickelt. Der Wegfall der Grenzen und die Harmonisierung des Binnenmarktes haben in Kehl zu einer spürbaren Dynamik in der Stadtentwicklung, einer Zunahme der wirtschaftlichen Verflechtungen mit Straßburg und dem Elsass sowie zu einer Intensivierung der grenzübergreifenden Zusammenarbeit geführt.

Der Blickwinkel für die Stadt Kehl hat sich von 180 Grad auf 360 Grad erweitert. Auch wenn die Aussöhnung zwischen Deutschland und Frankreich in beispielhafter Weise gelungen ist, so trägt Kehl in besonderem Maße zu einem von Öffnung geprägten Zusammenwachsen bei und ist ein Zeichen der Hoffnung für künftige Generationen. Die Stadt ist schon heute Sitz verschiedener grenzüberschreitender Einrichtungen und hat sich zu einem Kompetenzzentrum für grenzübergreifende Angelegenheiten entwickelt. Der Bestand dieser Einrichtungen soll dauerhaft gesichert und Kehl in seiner Funktion als Brückenkopf der deutsch-französischen Kooperation gestärkt werden. Kehl hat sich als Nachbarstadt von Straßburg etablieren können, ist Wohnort für Menschen und Standort von Unternehmen geworden, welche die Vorteile zweier Länder nutzen wollen. Zu Beginn des 21. Jahrhundert gibt es somit erstmals eine echte und dauerhafte Entwicklungschance in deutsch-französischer Perspektive.

4 *P. Felder & E. Geschwind*, Grenzfall Basel-Stadt. Politik im Stadtkanton, Reinach 2009, S. 148.
5 *F. Metz*, Kehl und das Hanauerland, in: Badische Heimat 1931, S. 8.

2. ZWISCHEN AUFBAU, ZERSTÖRUNG UND FREIGABE – KEHLER STADTENTWICKLUNG ZWISCHEN 1388 UND 1953

Aufgrund seiner verkehrsgeographischen Lagegunst war das heutige Stadtgebiet von Kehl zu allen Zeiten ein von Menschen genutzter Siedlungsraum. Der erste sichere Nachweis auf eine Besiedlung lässt sich auf das 1.-3. Jahrhundert n. Chr. datieren. Argentorate (Straßburg) war eine der bedeutendsten Städte der Provinz Germania Superior. Mit dem Bau einer Straße von Straßburg über Kehl, Offenburg bis nach Tuttlingen wurde Kehl zum Brückenkopf dieser wichtigen West-Ost-Verbindung.[6] Die Verbindung zwischen dem links- und rechtsrheinischen Ufer erfolgte bis Ende des 12. Jahrhunderts über ein Fährsystem. Im Jahr 1388 erfolgte von Straßburg ausgehend der Bau einer festen Brücke. Bis zum heutigen Zeitpunkt besteht an dieser Stelle eine dauerhafte Brückenverbindung.

Mit dem Lückenschluss zwischen dem links- und rechtsrheinischem Ufer wuchs auch die geostrategische Bedeutung Kehls. Demzufolge begann die Stadt Straßburg bereits 1622 mit der Befestigung Kehls. Nach der Zerstörung Straßburg und Kehls durch französische Truppen im Jahr 1676 erfolgte fünf Jahre später der erneute Bau einer Festungsanlage durch Vauban. Nach siebenjähriger Bauzeit war die Festung im Jahr 1688 vollendet. Durch den Pariser Frieden von 1814 fiel sie an Baden zurück. Bis zur Schleifung 1815 war die Kehler Festung mal in deutschem, mal in französischem Besitz. Mit der Schleifung erfolgte der beschwerliche Wiederaufbau der Stadt Kehl.[7]

Sämtliche Werke über der Erde verschwanden. Um die neue Stadt vor Hochwasser zu schützen, wurden die Wallschüttungen nach Innen aufplaniert. Maßgeblich verantwortlich für die neue Stadtanlage waren der badische Baumeister Friedrich Weinbrenner sowie Major Gottfried Tulla, auch verantwortlich für die Korrektionen des Rheins und der Kinzig.[8] Weinbrenner gab der Anlage die äußere Kontur eines Sechsecks, das an fünf Seiten von einem Hochwasserdamm umgeben war und dessen sechste Seite sich zum Hafen öffnet. Auch heute noch entspricht der Grundriss des Kehler Zentrums der Anlage Friedrich Weinbrenners. Das historische Erbe des modernen Kehl ist somit nicht an den Häuserfassaden, dafür aber an den Straßenzügen erkennbar.

Die Rhein- und Kinzigkorrektionen Tullas und die damit verbundene Schiffbarmachung des Oberrheins waren für die langfristige wirtschaftliche Entwicklung Kehls von großer Bedeutung. Daneben war der Anschluss an das badische Eisenbahnnetz (Linie Kehl-Appenweier) die wesentliche Triebfeder für die wirtschaftliche Entwicklung der Stadt nach dem Wiederaufbau. Weitere Impulse waren mit der Ansiedlung verschiedener Industrieunternehmen, insbesondere nach der Anerkennung des Hafens als Freihafen (1844) und dem Bau der Eisenbahnbrücke über den Rhein (1861), mit der eine durchgängige Verbindung zwischen Paris und Wien möglich wurde, verbunden.

6 *K. Jenisch*, Kehl, Filderstadt 2004, S. 19.
7 *W. Mechler*, Kehl im Hanauerland, Konstanz 1966, S. 9.
8 *K. Jenisch* (s. A 6), S. 28.

Gebremst wurde diese Wachstumsphase durch den Deutsch-Französischen Krieg 1870/71, in dem Kehl schwer beschädigt wurde. Auslöser des Krieges war die sogenannte Emser Depesche vom 13. Juli 1870, in der es um den Streit zwischen Preußen und Frankreich hinsichtlich der spanischen Thronfolge ging. Drei Tage später erklärte Frankreich Preußen den Krieg. Zur Überraschung Frankreichs solidarisierten sich die süddeutschen Länder, darunter auch Baden, mit Preußen. Im Stadtgebiet von Kehl wurden sechs Batterien unterschiedlichster Kaliber in Stellung gebracht.[9] Am 20. August wurde mit der Beschießung der Straßburger Zitadelle begonnen. Die Gegenwehr der französischen Truppen blieb nicht ohne Folgen für Kehl. Die Stadt wurde fast vollständig zerstört. Erneut stand man vor dem Nichts und vor der schweren Aufgabe eines Wiederaufbaus, der nahezu drei Jahrzehnte beanspruchte.

Mit dem Anschluss des Elsasses an das Deutsche Reich endete auch die Funktion der Stadt als Grenzort. Kehl wurde zu einem Vorort Straßburgs. In der auf den Wiederaufbau folgenden Gründerzeit wurden zahlreiche Infrastrukturprojekte wie der Bau einer festen Straßenbrücke (1894-97), der Anschluss an das Straßburger Straßenbahnnetz (1898) oder der Bau des Kehler Rheinhafens (1897-1900) realisiert. Darüber hinaus wurde 1883 die Zellulosefabrik Trick errichtet, Arbeitgeberin von bis zu 500 Beschäftigten. Auf Initiative des damaligen Bürgermeisters der Stadt Kehl, des späteren Reichsministers Dietrich, erfolgte 1910 die Vereinigung der bis dahin selbständigen politischen Gemeinden Dorf Kehl und Stadt Kehl zu einer Stadtgemeinde mit 8.885 Einwohnern.[10]

Die Phase der wirtschaftlichen Prosperität war mit dem verloren gegangenen Ersten Weltkrieg und dem Versailler Friedensvertrag vorbei. Am 29. Januar 1919 begann der Einmarsch französischer Truppen und der Beginn einer elfjährigen Besatzungszeit.[11] An der Rheinbrücke wurde der Gallische Hahn angebracht, der badische Greif und der deutsche Adler hingegen verschwanden von ihrem angestammten Platz an der Eisenbahnbrücke. Die Besetzung der Stadt durch französisches Militär, die zeitweilige Abschnürung des Brückenkopfs vom restlichen Deutschland sowie die Errichtung von Zollmauern behinderten jegliche wirtschaftliche Fortentwicklung. Auch nach dem Abzug der Franzosen sorgten die anhaltenden politischen Spannungen dafür, dass keine geordnete Entwicklung einsetzte und die Stadt stets mit großen wirtschaftlichen Problemen zu kämpfen hatte.

Mit dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs war abermals ein tiefer Einschnitt verbunden. Die Kehler Bevölkerung erlebte zwei Evakuierungen. Während die erste zum Kriegsausbruch im September 1939 noch generalstabsmäßig vorbereitet und über neun Monate durchgeführt wurde, verlief die zweite Evakuierung am 23. November 1944

9 *K. Hornung*, Kehl 1840-1940, Kehl 1983, S. 32.
10 *F. Metz* (s. A 5), S. 12.
11 *K. Denni*, Rheinüberschreitungen – Grenzüberwindungen. Die deutsche Grenze und ihre Rheinbrücken (1861-2006), Konstanz 2008, S. 125.

chaotisch.[12] Die Bevölkerung war sich weitgehend selbst überlassen. Viele verschlug es in den nahe gelegenen Schwarzwald, manche sogar bis zum Bodensee. Am Ende dieses Krieges zeigte sich in Kehl ein Bild der Verwüstung. Der Großteil der Weinbrennerstadt war ebenso zerstört wie Teile des Dorfes Kehl und des Rheinhafens.

Nach Beendigung der Kriegshandlungen konnten nur die Bewohner der Stadtteile Sundheim und Kronenhof in ihre Häuser zurückkehren. Sämtliche noch bewohnbare Häuser im Zentrum wurden von Straßburgern und von Soldaten bezogen. Es folgte zum wiederholten Male eine Besetzung der Stadt durch französische Einheiten.[13] Nach dem Einmarsch der Franzosen 1945 herrschte lange Zeit Unklarheit über den definitiven Status Kehls. Dieser Schwebezustand hemmte das öffentliche Leben und vor allem den Wiederaufbau von Gebäuden, Straßen und sonstiger Infrastruktur. Niemand wusste, welche Funktion die Stadt künftig haben wird: Teil eines freien und souveränen Frankreichs oder Teil der französischen Besatzungszone im besiegten Deutschland. Die Franzosen nahmen diese Unentschiedenheit zum Anlass und erklärten Kehl am 1. Mai 1946 zum offiziellen Teil des Stadtgebiets von Straßburg.[14] Das Washingtoner Abkommen von 1949 verhinderte aber die dauerhafte Annexion Kehls durch Frankreich und garantierte den rechtlichen Status als Teil Deutschlands.[15] Die endgültige Freigabe der Stadt erfolgte vier Jahre nach Gründung der BRD in insgesamt 42 Etappen. Straßenzug um Straßenzug wurde der trennende Drahtzaun von Süden nach Norden versetzt. Am 8. April 1953 erfüllte Frankreich mit der letzten Teilfreigabe das Washingtoner Abkommen. Mit der Freigabe Kehls endete die Besatzungszeit jedoch noch nicht endgültig. Insgesamt 224 Wohnungen blieben beschlagnahmt. Erst mit Inkrafttreten der Pariser Verträge und der Wiedererlangung der vollen Souveränität Deutschlands am 5. Mai 1955 endete das Besatzungsregime. Französische Truppen verblieben dagegen, auf Abmachungen zwischen Deutschland und Frankreich basierend, noch bis 1991 in Kehl.

3. STADTENTWICKLUNG IM ZEICHEN VON AUSSÖHNUNG UND EUROPÄISCHER EINIGUNG

Nach der endgültigen Freigabe 1953 begannen der erneute Wiederaufbau und die Rückkehr der durch den Krieg verstreuten Bevölkerung. Hiermit war auch eine städtebauliche Neuordnung weiter Teile des Stadtgebietes verbunden. Die durch Kriegsschäden stark in Mitleidenschaft geratene Stadt wurde anhand der damals geltenden Prämissen der Stadtplanung wieder aufgebaut. Stadtbildprägende Gebäude wie das ehemalige Hauptzollamt, die Niederlassung der Deutschen Post AG und zahlreiche Wohn- und

12 *H. Stüwe*, Evakuierung, Besetzung, Freigabe. Kehler Stadtgeschichte 1944-1953, Kehl 2003, S. 10.
13 *K. Jenisch*, (s. A 6), S. 31.
14 *H. Stüwe* (s. A 12), S. 99.
15 *M. Funk*, Unternehmen im Fokus lokaler Standortpolitik. Findet die kommunale Wirtschaftsförderung zeitgemäße Antworten auf die Bedürfnisse ihrer Kunden?, Sternenfels 2009, S. 188.

Geschäftshäuser spiegeln auch noch heute den architektonischen Zeitgeist der 1950er Jahre wider. Die rückkehrende Bevölkerung war die wesentliche Triebfeder des Wiederaufbaus, unterstützt von der Hilfe der öffentlichen Hand durch Bund und Land.

Bedingt durch die lange Besatzungszeit konnte der Wiederaufbau in Kehl deutlich später als in anderen Regionen Baden-Württembergs begonnen und vollzogen werden. Daher hatte auch der Kehler Rheinhafen, die wirtschaftliche Schlagader der Stadt, im Gegensatz zu anderen Häfen am Oberrhein ein Jahrzehnt nach Gründung der Bundesrepublik Deutschland noch weitaus geringere Umschlagszahlen zu verzeichnen.[16] Die Bedeutung des Rheinhafens Kehl hat sich allerdings durch den Ausbau des Rheins als Großschifffahrtsstraße bis Basel und dem somit einhergehenden Verlust seiner Funktion als Umschlagshafen gewandelt.[17] Mehr und mehr hat sich der Rheinhafen zu einem Industriehafen entwickelt. Ein wesentlicher Push-Faktor hierfür war die 1968 erfolgte Ansiedlung der Badischen Stahlwerke GmbH. In Folge der Stahlproduktion stiegen auch die Umschlagzahlen deutlich an. Über zwei Drittel sämtlicher Umschlagsgüter entfallen auf Eisen- und Stahlwaren und damit auf die für die Stahlproduktion benötigten Rohstoffe sowie die vornehmlich für die Baubranche hergestellten Endprodukte.

Symbolisch für die Aussöhnung mit dem Nachbarn steht der Bau der Europabrücke. Nach Jahren provisorischer Behelfsbrücken und der Eröffnung einer eingleisigen Schienenverbindung im Jahre 1956 erforderten der sprunghaft angestiegene Verkehr und die Zunahme der wirtschaftlichen Verflechtungen den Bau einer Straßenbrücke.[18] Unter großer Teilnahme politischer Prominenz sowie der Kehler und Straßburger Bevölkerung wurde die Europabrücke am 23. September 1969 für den Verkehr freigegeben. Mit nahezu 30.000 Fahrzeugen pro Tag ist die Europabrücke auch zu Beginn des 21. Jahrhunderts der am meist genutzte Grenzübergang von und nach Frankreich. Kehls Funktionen werden durch den Bau dieses so wichtigen Bauwerks, auf dem sich die Verkehrsmengen allein in den letzten 25 Jahren mehr als verdoppelt haben und durch seine Grenzlage für nahezu dreißig Jahre determiniert. Eine Auswirkung seiner Rolle als Grenzort zeigte sich Ende der 1980er Jahre in einem hohen Anteil an Dienstleistungsbeschäftigten. Der Kehler Einzelhandel profitierte dabei in starkem Maße von Kaufkraftzuflüssen aus dem benachbarten Straßburg, die wechselkursbedingt allerdings schwanken können.[19] Mit dem Zuzug weiterer Industriebetriebe stiegen auch der Umschlag und die Zahl der Arbeitsplätze im Hafen an. Mit 2,67 Mio. Tonnen wasserseitigem Güterumschlag erreichte der Hafen Kehl im Jahr 1988 ein Rekordergebnis. Die Zahl der

16 *F. Stang*, Die Wasserstraßen Oberrhein, Main und Neckar – Häfen und Hinterland, Bad Godesberg 1963, S. 66.

17 *E.J. Schröder*, Die Häfen am Oberrhein, Strukturen und Entwicklungstendenzen, in: Alemannisches Institut (Hrsg.), Alemannisches Jahrbuch 1995-1996, Freiburg 1996, S. 219.

18 *K. Denni* (s. A 11), S. 166.

19 *R. Michna*, Die Ortenau, in: *C. Borcherdt* (Hrsg.), Geographische Landeskunde von Baden-Württemberg, Stuttgart 1993; S. 114.

Arbeitsplätze bei den Hafenbetrieben stieg drei Jahre später auf 3.847 Beschäftigte. Das Transportvolumen über die Eisenbahn des Hafens stieg um 17,5% und erreichte mit 1,59 Millionen Tonnen einen neuen Höchststand.[20]

Infolge der Gemeindereform mit den Eingemeindungen der ehemals selbständigen Gemeinden Hohnhurst, Kittersburg, Goldscheuer, Marlen, Sundheim, Neumühl, Auenheim, Querbach, Bodersweier, Leutesheim, Zierolshofen und Odelshofen wird Kehl 1972 zur Großen Kreisstadt erhoben. Lebten 1969, im Jahr der Eröffnung der Europabrücke noch knapp über 24.000 Menschen in Kehl, stieg damit auch die Einwohnerzahl bis ins Jahr 1975 auf 29.861 an. Heute leben etwa 34.000 Menschen in der Stadt am Rhein.[21]

Die Kriegsschäden, die Umgestaltung des Stadtzentrums und der Bau der vierspurigen Bundesstraße B 28 haben die physiognomische und funktionale Struktur des Kehler Stadtzentrums über nahezu fünfzig Jahre geprägt. Die hieraus entstandenen Defizite konnten zum Teil erst in jüngster Vergangenheit behoben werden.

4. DIE LANDESGARTENSCHAU ALS IMPULSGEBER DER JÜNGEREN STADTENTWICKLUNG UND MOTOR FÜR DIE GRENZÜBERGREIFENDE ZUSAMMENARBEIT

Der geistige Vater der Landesgartenschau ist der Strasbourger Künstler Michel Krieger, der den Grenzraum zwischen Kehl und Strasbourg als idealen Ort für die Schaffung eines Symbols für die Einigung Europas betrachtete. Im Februar 1997 erhielt Kehl den Zuschlag für die Landesgartenschau 2004.[22] In den Jahren 1998 und 1999 richtete die badische Kommune gemeinsam mit Straßburg einen von der Europäischen Union geförderten landschaftsplanerischen und städtebaulichen Wettbewerb aus, dessen Siegerentwurf einen grenzübergreifenden, kreisförmigen Rundweg inklusive einer neuen Rheinbrücke vorsah. Die Gemeinderäte beider Städte beschlossen die Inhalte des Siegerentwurfs umzusetzen und einigten sich ferner darüber, den Bau einer Hängeseilbrücke über den Rhein vorzunehmen. Mit einem politischen Wechsel in Straßburg änderten sich allerdings die Rahmenbedingungen für die Zusammenarbeit beider Städte.

Im Frühjahr 2001 stellte die neu gewählte Stadtspitze Strasbourgs die Beteiligung an der Gartenschau in Frage. Drei Monate später schwächten Fabienne Keller und Robert Grossmann ihre Aussagen ab. Ein Ausstieg Straßburgs aus der Gartenschau sei nie beabsichtigt gewesen. Gleichzeitig ließen sie aber keinen Zweifel daran, dass wesentliche Elemente der bisherigen Planungen, so auch der Standort der Brücke geändert werden müssten. Nach mehreren Verhandlungen und zahlreichen Vor-Ort-Terminen gelang

20 www.hafen-kehl.de (Zugriff 30.12.2010).
21 www.statistik-bw.de (Zugriff 30.12.2010).
22 Vgl. *M. Funk*, Die Landesgartenschau Kehl – Strasbourg 2004. Impulsgeber für Städtebau, Wirtschaft und Tourismus und Motor der grenzübergreifenden Zusammenarbeit, in: Regio Basiliensis 46 (2005), S. 140.

aber der Durchbruch. Die Landesgartenschau Kehl-Strasbourg konnte realisiert werden[23] und öffnete am 23. April 2004 schließlich ihre Tore.

Insgesamt wurden 23,3 Mio. Euro in die 61ha große Anlage (Anteil Kehl 27 ha, Anteil Strasbourg 34 ha) investiert, über 850 Bäume und 13.000 Sträucher neu gepflanzt und zahlreiche gestalterische Elemente wie etwa ein 44 m hoher Weißtannenturm errichtet. Die in einer Rekordzeit von 14 Monaten gebaute neue Rheinbrücke – die Passerelle des deux Rives, das verbindende Element der beiden Parkflächen – kostete 22,35 Mio. Euro und wurde von den Ausrichterstädten sowie der Europäischen Union finanziert. Insgesamt 1,39 Mio. Besucher haben das sechsmonatige Festival auf beiden Seiten des Rheins besucht.[24] Allein 12.500 Dauerkarten wurden in Kehl verkauft.

Weitere Veränderungen in der Stadtstruktur Kehls erfolgten durch die Deutsche Einheit und die Errichtung eines gemeinsamen europäischen Binnenmarktes. Der Abzug des französischen Militärs, der Abbau der Zollanlagen und der Wegzug mehrerer Speditionen haben in den 1990er Jahren dazu geführt, dass im Bereich des Zentrums große Areale verfügbar wurden. So entstanden durch die Umnutzung bestehender Objekte oder durch Flächensanierungen neue Wohngebiete, ein Einkaufszentrum und zusätzliche Gewerbeflächen für Industrie- und Dienstleistungsbetriebe. Eine besondere Dynamik haben die raumstrukturellen Veränderungsprozesse durch die im Vorfeld der Landesgartenschau getätigten Investitionen und der dadurch ausgelösten Entwicklungen erhalten. Die Landesgartenschau hat die physische und funktionale Struktur des Kehler Stadtzentrums entscheidend verändert und dazu geführt, dass gravierende Defizite im Erscheinungsbild behoben werden konnten bzw. dieses durch anstehende Projektentwicklungen weiter verbessert werden kann.

Mit der Umgestaltung der Bundesstraße B 28 in einen breiten und großzügigen Stadtboulevard und dem Umbau des Bahnhofsvorplatzes konnte das Stadtbild aufgewertet und die seit Mitte der 1960er Jahre bestehende Trennung zwischen Innenstadt und Bahnhofsbereich aufgehoben werden. Der Kehler Bahnhof wurde als erster voll funktionsfähiger Bahnhof in Deutschland von der Deutschen Bahn AG an einen Investor verkauft. Die Verlängerung des Bahnsteigtunnels hat ferner dazu geführt, dass das ehemalige Kasernenareal an den Bahnhof und damit an die Innenstadt angebunden wurde. Der neu gestaltete Stadteingang im Bereich der Villa Schmidt und der 2007 vollendete Bau eines städtebaulich integrierten Einkaufszentrum stellen weitere Meilensteine der Entwicklung dar. Weitere Projekte wie etwa der Umbau der ehemaligen Tulla-Realschule, die Erweiterung des Bahnhofs oder die Neuordnung des 1,4 ha gro-

23 *M. Funk*, Kehl am Rhein – diskursive und bürgerorientierte Stadtentwicklungspolitik in grenzüberschreitender Perspektive, in: Regio Basiliensis 42 (2002), S. 164.

24 Nach der Landesgartenschau 1986 in Freiburg (1,97 Mio. Besucher) und der Auftaktveranstaltung in Ulm im Jahr 1980 (1,35 Mio. Besucher) hatte diese grenzübergreifende Gartenschau die höchsten Besucherzahlen aufzuweisen; vgl. *Landesgartenschau Kehl 2004 GmbH* (Hrsg.), Kehl und die Gartenschau. Eine Stadt verändert sich, Kehl 2005, S. 15 ff.

Abb. 1: Passerelle des deux Rives. Die zur Landesgartenschau Kehl-Straßburg im Jahr 2004 fertig gestellte Brücke hat sich mittlerweile zum Symbol für die grenzübergreifende Zusammenarbeit entwickelt hat. Die Brücke war 2009 auch Schauplatz des Treffens der Staats- und Regierungschefs während des NATO-Gipfels in den beiden Städten; Foto: Tilmann Krieg, Kehl.

ßen ehemaligen Zollhofs zu einem Wohn-, Freizeit- und Dienstleistungszentrum werden der Stadt Kehl eine neue Urbanität verleihen.

Was sich aus Sicht des Besuchers als Pflanzenschau oder als sechsmonatige Messe für das Gärtnerhandwerk darstellt, ist für die ausrichtende Stadt ein millionenschweres Konjunkturprogramm. Großprojekte sind Instrumente, mit denen Städte inszeniert und ins „richtige Licht" gerückt werden, so dass sie für Investoren interessant werden. Dies gilt auch für die Stadt Kehl, denn ohne die Landesgartenschau wäre es nicht zu dieser Konzentration öffentlicher Mittel und der Umsetzung privater Investitionsvorhaben gekommen; und die für Kehl wichtige Veränderungsprozesse im Stadtgefüge hätten nicht ausgelöst werden können.

Mit dem Garten der zwei Ufer und der Passerelle des deux Rives bleibt die Erinnerung an die gemeinsame Gartenschau lebendig. Darüber hinaus ist der Rhein nicht mehr ein trennender Grenzfluss, sondern vielmehr ein integraler Bestandteil des Parks. Kehl war schon immer dem Rhein zugewandt, Straßburg war seit jeher eine Stadt an der Ill und suchte seine Entwicklung zunächst im Norden, dann im Süden und später

im Westen. Mit dem Garten der zwei Ufer orientiert sich die Europahauptstadt erstmals nach Osten und wendet sich dem Rhein zu. Eine Entwicklung, die die damalige Stadtplanerin Kehls und spätere Oberbürgermeisterin Baden-Badens, Sigrun Lang, bereits vor vierzig Jahren skizzierte. Eine Entwicklungsachse, die sich vom Heyritz in Straßburg bis zum Stadteingang von Kehl erstreckt, soll künftig als Entwicklungsachse eines gemeinsamen grenzübergreifenden Verdichtungsraumes aufgewertet werden. Auf Straßburger Seite wurden mit dem Bau eines Science Centers, eines Multiplexkinos, eines Einkaufscenters, eines Archivs und einer neuen Musikhochschule bereits wichtige städtebauliche Akzente gesetzt.

Eines der wichtigsten grenzübergreifenden Infrastrukturprojekte stellt die Wiederanbindung Kehls an das Straßburger Straßenbahnnetz dar. Der Rat der Stadtgemeinschaft Straßburg genehmigte auf seiner Sitzung am 13. Februar 2009 den Ausbau der Tramlinie D, die mittelfristig bis nach Kehl geführt werden soll. Im ersten Bauabschnitt wird diese Linie des Straßburger Straßenbahnnetzes zunächst bis zum Rheinhafen verlängert. In einem zweiten Bauabschnitt soll sie über eine Straßenbahn- und Fahrradbrücke, die an der Europabrücke entlang über den Rhein führen wird, bis zum Bahnhofsplatz nach Kehl verlängert werden.[25]

Nicht nur städtebaulich nehmen die Verflechtungen mit Straßburg zu. Auch ökonomisch gibt es immer mehr Wechselwirkungen zwischen Kehl und Straßburg. Nahezu ein Fünftel der in Kehl Beschäftigten pendelt täglich aus Frankreich in einen der 2.200 Kehler Betriebe. Mehr als 70 französische Firmen sind mit einer Niederlassung am Standort vertreten. Dabei nutzen die im Kern (Mitarbeiter, Unternehmenskultur) oftmals „französisch" bleibenden Firmen die Möglichkeit, von Kehl aus als „deutsches" Unternehmen zu agieren und den bundesrepublikanischen Markt zu erschließen. Neben der Wirtschaftsförderung unterstützen die in einem Kompetenzzentrum zusammengefassten europäischen und deutsch-französischen Institutionen französische Unternehmer und Arbeitnehmer bei der Aufnahme der geschäftlichen oder beruflichen Tätigkeit in Kehl.

Die Lage an der Grenze hat sich somit zu einem Standortvorteil entwickelt. Hatten jahrzehntelang Industrie- und Gewerbebetriebe, Brachen und Tankstellen das Bild der Grenzstadt dominiert, prägen mittlerweile moderne und attraktive Gebäude das Gesicht der Stadt. Der Transformationsprozess von der „grauen Maus" zu einem selbstbewussten und attraktive Mittelzentrum vor den Toren Strasbourgs ist vielerorts bewältigt. Der Imagewandel, der positive Entwicklungstrend und die zunehmenden Verflechtungen mit Strasbourg zeigen sich auch im Einzelhandel. Während an anderen Orten Leerstände das Bild der Innenstädte dominieren und Einzelhändler über die mangelnde Besucherfrequenz klagen, stellt sich die Situation in Kehl gänzlich anders dar. Der Kehler Einzelhandel profitiert seit Jahren von Kaufkraftzuflüssen aus Stras-

25 www.staz-online.de (Zugriff 30.12.2010).

Jahr	französische Kunden	deutsche Kunden
2002	33,5	66,5
2003	37,2	62,8
2004	41,1	58,9
2005	41,6	58,4
2006	38,3	61,7
2007	38,8	61,2
2008	43,0	57,0

Tab. 2: Anteil französischer und deutscher Kunden im Kehler Einzelhandel in Prozent. Eigene Erhebungen in den Jahren 2002-2006 sowie Stadtmarketing- und Wirtschaftsförderungs-GmbH Kehl (2007 und 2008).

bourg. Mit einem Marktgebiet von ca. 56.000 Einwohnern auf der deutschen Seite reicht das Potential zum wirtschaftlichen Überleben bei weitem nicht aus. Folgerichtig haben sich die Einzelhandelsgeschäfte in Kehl schon seit langem auf die Bedürfnisse und Wünsche der Strasbourger Kundschaft eingestellt. Verschiedene Untersuchungen belegen, dass ca. 40-43% der im Einzelhandel getätigten Umsätze mit französischen Kunden erzielt werden.[26]

Eine besondere Dynamik hat die Einzelhandelsentwicklung mit der Einführung des Euros erhalten. Die dadurch bedingte Transparenz der Preise ließ den Strom französischer Kunden weiter anwachsen. Hauptargument für den Einkauf im Nachbarland sind neben den für viele Warengruppen feststellbaren niedrigeren Preisen der gute Kundenservice, die Qualität und die Fachkompetenz der Einzelhändler und Dienstleister. Insgesamt beträgt die Bindungsquote des Kehler Einzelhandels 149%, d.h. es sind deutliche Kaufkraftzuflüsse zu verzeichnen.

Ohne Zweifel profitiert der Einkaufsstandort Kehl von dem Wachstums- und Innovationspol Strasbourg. und den funktionalen Verflechtungen beider Städte, die zudem dazu geführt haben, dass Kehl verstärkt im Fokus von Handelskonzernen und Investoren steht. Derzeit erfüllt Kehl nicht nur seine mittelzentralen Funktionen, sondern versorgt unter einzelhandelsspezifischen Aspekten betrachtet sogar Teile des Oberzentrums Strasbourg. Der große französische Kundenanteil ist auf der einen Seite positiv zu bewerten. Er stellt aber auch ein Risikopotential dar, da dieses Kaufverhalten von kommunaler Seite nicht zu beeinflussen ist. Die letzte Mehrwertsteuererhöhung hat bereits zu einer Verringerung der Preisdifferenz geführt. Weitere Steuererhöhungen auf deutscher Seite bzw. eine generelle Steuerharmonisierung innerhalb der 27 EU-Staaten könnten dazu führen, dass der Einkauf für französische Kunden in Kehl nicht mehr lukrativ ist und ein erheblicher Anteil des derzeitigen Umsatzes wegbrechen würde.

Auch im Bereich der Tourismuswirtschaft macht sich der Standortvorteil Grenze mehr und mehr bemerkbar. Mit einer durchschnittlichen Besuchsdauer von 2,0 Tagen

26 *M. Funk*, Der Einzelhandel und Einkaufsbeziehungen in Grenzorten am Oberrhein (in: Regio Basisiliensis in Druck 2011).

gehört Kehl nicht zu den klassischen Ferienorten im Ortenaukreis. Dennoch verzeichnet die Stadt jährlich ca. 135.000 Übernachtungen und gehört damit zu den größeren touristischen Destinationen in Südbaden. Die Kehler Hotellerie und Gastronomie profitiert von der Nachbarschaft zu Strasbourg, deren Funktion als Tourismusdestination, Messestandort und Sitz europäischer auch ins rechtsrheinische Gebiet ausstrahlt und für gute Auslastungen in der Kehler Hotellerie sorgt.

5. PERSPEKTIVEN FÜR DIE GRENZÜBERGREIFENDE ZUSAMMENARBEIT

Die Landesgartenschau stellte die bisher umfangreichste Zusammenarbeit der beiden Nachbarstädte und eines der größten Projekte am Oberrhein dar. Einzigartig war auch die grenzübergreifende Bürgerbeteiligung, in der die Bewohner der beiden Städte in neun Veranstaltungen mehr als 1.000 Ideen und Anregungen entwickelten[27]. Die letztlich erfolgreiche Realisierung des Projektes hat die Akteure aus Baden und dem Elsass darin bestärkt, weitere Projekte umzusetzen. Allein für den Bereich der Stadtgemeinschaft Strasbourg und des Ortenaukreises wurden in einem Weißbuch 45 Projekte dokumentiert, die zur Ausbildung einer gemeinsamen Region und zur Stärkung der Bedeutung Strasbourgs als europäische Metropole führen sollen.[28] Darüber hinaus gibt es zwischen den Nachbarstädten zahlreiche Kooperationen, die vor allem dazu dienen, den Alltag für die Bevölkerung diesseits und jenseits des Rheins zu erleichtern.

Die Zusammenarbeit im Umweltschutz ist ein besonderer Schwerpunkt in den grenzüberschreitenden Beziehungen zwischen Straßburg und Kehl und hat eine lange Tradition. Überdies gibt es gemeinschaftliche Aktivitäten im Bereich der Kultur, der Wirtschaftsförderung, der Feuerwehren, der Kindergärten und Schulen sowie des Sports. Ein vereintes Europa und grenzüberschreitende Zusammenarbeit sind in Kehl gelebte Realität. Seit dem Schuljahr 2001/2002 wird an sämtlichen Kehler Grundschulen Französisch als erste Fremdsprache von der ersten Klasse an mit zwei Wochenstunden unterrichtet. Zudem wird an zwei Grundschulen bilingualer Unterricht angeboten.

Sichtbar wird die grenzübergreifende Zusammenarbeit auch in den vielen in Kehl beheimateten europäischen oder deutsch-französischen Einrichtungen wie der deutsch-französischen Polizei im Unternehmerpark am Yachthafen, der Euro-Info-Verbraucherzentrale, dem Sekretariat der Oberrheinkonferenz etc. Die Zusammenführung dieser verschiedenen Dienste in einem Kompetenzzentrum ist ein wichtiger Schritt zur Verbesserung der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit und stärkt Kehl in seiner Funktion als Transmissionsriemen zwischen Deutschland, Frankreich und auch der Schweiz.

Einen Meilenstein in der grenzübergreifenden Kooperation stellt der Eurodistrikt dar. Die Idee zur Gründung eines Eurodistrikts ist nicht neu. Bereits in den 1950er Jah-

27 *M. Funk* (s. A 23), S. 164.
28 *Scoters* (Hrsg.), Livre Blanc/Weißbuch Strasbourg-Ortenau, Straßburg 2004, S. 9.

Abb. 2: Rehfus-Villa in Kehl. Standort des Kompetenzzentrums für grenzübergreifende und europäische Fragen; Foto: *M. Funk* 2005.

ren gab es Überlegungen zur Schaffung eines Sonderstatuts für Strasbourg und sein Umland. Wiederaufgegriffen wurde die Idee durch eine gemeinsame Erklärung: Im Rahmen der Feierlichkeiten zum 40. Jahrestag des Elysée-Vertrages am 22. Januar 2003 riefen der damals amtierende Bundeskanzler Schröder und Staatspräsident Chirac zur Errichtung eines Eurodistrikts Strasbourg-Kehl auf, in dem neue Wege der grenzübergreifenden Kooperation erforscht werden sollten. Nach einem langwierigen und schwierigen Diskussionsprozess, in dem vor allem die Unterschiede zwischen den politischen Kulturen beider Länder sichtbar wurden, unterzeichneten Vertreter der Stadtgemeinschaft Strasbourg, des Ortenaukreises und der fünf Großen Kreisstädte Achern, Kehl, Lahr, Oberkirch und Offenburg am 17. Oktober 2005 die Vereinbarung zur Gründung des Eurodistrikts Strasbourg-Ortenau.[29]

Mit dem Eurodistrikt sollen durch die Grenzsituation bestehende Restriktionen zum Wohle der Bevölkerung abgebaut werden, so dass die Region von ihrer Bevölkerung als ein gemeinsamer Lebens- und Arbeitsraum wahrgenommen wird. Langfristig wird die Überführung des Zweckverbands in eine eigene rechtsförmliche Verfassung angestrebt. Dahinter verbirgt sich die Idee einer eigenständigen Gebietskörperschaft, die auf ihrem Territorium hoheitliche Aufgaben übernimmt. Der Intensivierung der grenzübergreifenden Zusammenarbeit wird mittlerweile auch von raumordnerischer Seite Rechnung getragen. Die Trinationale Metropolregion Oberrhein ist mittlerweile Realität geworden. Nach fünfjähriger Vorbereitung wurde im Dezember 2010 die Gründungserklärung in Offenburg unterzeichnet.

29 Der neue Verbund nach französischem Recht, mit Sitz in Straßburg und einem Sekretariat in Kehl, verfügt über ein eigenes Budget in Höhe von rund 850.000 Euro; entspricht 1 Euro pro Einwohner und damit einer gleichwertigen Finanzierung durch beide Seiten; vgl. auch www.eurodistrict.eu (Zugriff am 31.12.2010).

5. ZUSAMMENFASSUNG UND AUSBLICK

Seit dem Fall der Mauer und dem Ende des Kalten Krieges haben sich neue politische, ökonomische und gesellschaftliche Perspektiven ergeben. Die Grenzregionen Europas bleiben von diesen tiefgreifenden raumstrukturellen Wandlungsprozessen keineswegs ausgeschlossen. Im Gegenteil. Gerade hier werden die Transformationsprozesse besonders erlebbar. Nach Jahrhunderten der Konflikte und kriegerischen Auseinandersetzungen ist in Europa und damit auch am Oberrhein die Erkenntnis gereift, dass die Zukunft nur friedlich und gemeinsam gestaltet werden kann. Die grenzübergreifende Region Strasbourg-Ortenau hat sich entschlossen, ihre künftige Entwicklung gemeinsam zu gestalten. Eine Vielzahl von Projekten, die partnerschaftlich und konsensorientiert umgesetzt werden sollen, ist bereits formuliert. Neue Kooperationsmodelle wie etwa die Gründung von Eurodistrikten setzen zudem wichtige Impulse für eine gemeinsame Regionalpolitik über die Grenzen hinweg.

Kehl profitiert mehr als andere Städte am Oberrhein von dieser Entwicklung. Mit der Bestimmung, eine deutsche Grenzstadt zu sein, hat die Stadt nach leidvollen und schmerzvollen Erfahrungen, in den letzten Jahren gut leben können. Wäre Kehl nach Ende des Zweiten Weltkriegs französisch geworden, so hätte es die Möglichkeit zur Aussöhnung und zur Zusammenarbeit nicht gegeben. Heute ist die Stadt in der Lage, dauerhaft über die Grenze mit dem französischen Nachbarn zusammen zu arbeiten. Im Grenzraum zwischen Deutschland und Frankreich zeigt sich täglich, ob die Brüsseler Regelungen pragmatisch und alltagstauglich sind. Kehl ist zum Laboratorium Europas geworden. Es ist eine Versuchsküche in einem Europa der Regionen. Im Feldversuch zeigt sich, ob das Vereinte Europa zukunftsfähig ist. Zumindest für Kehl kann gesagt werden, dass die wirtschaftlichen, politischen und gesellschaftlichen Perspektiven dank der intensiven Zusammenarbeit mit Straßburg gut sind. Kehl hat eine Zukunft. Diese liegt in der weiteren Intensivierung der grenzübergreifenden Zusammenarbeit.

AUTORINNEN/AUTOREN

Dr. Ing. habil. Katharina Brichetti
Tätigkeit als Architektin in Hamburg und Berlin. Nach der Promotion (2000) an der Universität Kaiserslautern seit 2003 Lehraufträge an der Technischen Universität Berlin im Fachbereich Bau- und Stadtbaugeschichte; 2010 Habilitation. Buchpublikationen: Das Gedächtnis der Stadt (2006), Die Paradoxie des postmodernen Historismus (2009), Berlins neue Mitte (2011).

Dr. habil. Jan Wehrheim
Wiss. Mitarbeiter am Institut für Kriminologische Sozialforschung der Universität Hamburg und Privatdozent an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg, Arbeitsgruppe Stadtforschung. Aktuelle Forschungsschwerpunkte in den Bereichen Akzeptanz biometrischer Technologien sowie Bedeutung von Geodaten für Policing und Stadtentwicklung. Buchveröffentlichungen: Der Fremde und die Ordnung der Räume (2009), Shopping Malls – Interdisziplinäre Betrachtungen eines neuen Raumtyps (2007), Die überwachte Stadt (2006, 2. Aufl.).

Dr. Marc Funk
1992-1998 Studium der Geographie, Politik und Geschichte an den Universitäten Stuttgart und Freiburg i.Br.; 1999-2006 Wirtschaftsförderung und Geschäftsführung der Stadtmarketing- und Wirtschaftsförderungs-GmbH Kehl; seit 2007 Geschäftsführer der Wirtschaft, Tourismus, Marketing-GmbH Waiblingen; Dissertation 2009; Lehrbeauftragter an den Verwaltungs- und Wirtschaftsakademien Stuttgart und Freiburg i. Br.; Forschungsschwerpunkte: Kommunale und regionale Wirtschaftsförderung; aktuelles Forschungsprojekt zur Entwicklung der Häfen Kehl und Strasbourg sowie deren Bedeutung für die Stadtökonomie.

Dr. Robert Kaltenbrunner
Dipl.-Ing. Architekt und Stadtplaner; zwischen 1990-1999 bei der Senatsverwaltung für Bau- und Wohnungswesen in Berlin als Projektleiter für Wohnungsbaugroßvorhaben tätig; seit Januar 2000 Leiter der Abteilung „Bauen, Wohnen, Architektur" des Bundesamtes für Bauwesen und Raumordnung (Bonn/Berlin). Zahlreiche Veröffentlichungen zu verschiedenen Themen des Planens und Bauens.

Dr. Hum. Biol. Franz Mechsner
Studium der Biologie und Philosophie; 1998 Promotion im Bereich Neurobiologie, danach Forschungstätigkeit zum Thema menschliche Kognition und Handlung, u.a. am Max-Planck-Institut für Psychologische Forschung München und am Hanse-Wissenschaftskolleg Delmenhorst/Bremen. Seit 2006 Reader (Associate Professor) an der Abteilung Psychologie der Northumbria University in Newcastle upon Tyne (UK). Internationale Fachpublikationen zu Themen aus den Bereichen Neurobiologie, kognitive Psychologie und Philosophie.

Dr. Thomas Wozniak
Studium der Geschichte, der Geographie und der Historischen Hilfswissenschaften an der Universität zu Köln; 2004 wiss. Mitarbeiter im Straßenbauprojekt „B6n" beim Landesamt für Denkmalpflege Sachsen-Anhalt; nach der Promotion 2009 wiss. Mitarbeiter und Lehrbeauftragter am Institut für mittelalterliche Geschichte der Philipps-Universität Marburg.

FORUM

Johann Jessen

OTTO-BORST-PREIS 2009

Vierte Vergabe des Wissenschaftspreises in Steyr/Österreich

Die Arbeitsgemeinschaft Forum Stadt e.V. (bis 2010 Die alte Stadt e.V.) hat im Jahre 2010 zum siebten Mal den Otto-Borst-Preis ausgelobt, der im jährlichen Wechsel als Wissenschaftspreis und Sanierungspreis vergeben wird. Der Name erinnert an den Historiker Prof. Dr. Otto Borst (1924-2001), Gründer der Arbeitsgemeinschaft und langjähriger Herausgeber der Zeitschrift „Die Alte Stadt", die seit Beginn dieses Jahres ebenfalls unter dem neuen Namen „Forum Stadt" firmiert. Durch die Verleihung des Wissenschaftspreises will der Verein den wissenschaftlichen Nachwuchs in den Fachgebieten Stadtgeschichte, Stadtsoziologie, Denkmalpflege und Stadtplanung fördern. Der Jury des Otto-Borst-Preises 2011 gehörten an:

Prof. Dr. Harald Bodenschatz, Technische Universität Berlin; **Prof. Dr. Theresia Gürtler Berger**, Universität Stuttgart; **Prof. Dr. Tilman Harlander**, Universität Stuttgart; **Prof. Dr. Johann Jessen**, Universität Stuttgart (Vorsitz); **Hans Schultheiss**, Chefredakteur der Zeitschrift „Forum Stadt" („Die Alte Stadt").

Während wir uns in den vergangenen Jahren über eine ständige Zunahme der zum Wettbewerb eingereichten Arbeiten freuen konnten, war diesmal die Zahl trotz gleicher Öffentlichkeitsarbeit zum ersten Mal rückläufig. Gleichwohl ist eine beachtliche Zahl sehr qualitätvoller Arbeiten (Dissertationen und Studienabschlussarbeiten) eingegangen. Entsprechend schwer fiel der Jury auch diesmal die Entscheidung. Nach gründlicher Durchsicht, Lektüre und Erörterung der Schriften hat sie die Verleihung von zwei mit jeweils 1.000 Euro bedachten Preisen vorgeschlagen: eine geschichtswissenschaftliche Dissertation und eine schriftliche Diplomarbeit im Fach Städtebau.

Verleihung des Otto-Borst-Wissenschaftspreises 2011 im Museum Arbeitswelt Steyr/Österreich am 20. Mai 2011; v.l.: Prof. Dr. Johann Jessen (Juryvorsitz), Preisträgerin Dipl.-Ing. Theresia Kaufmann, Dr. Jürgen Zieger (Erster Vorsitzender des »Forum Stadt«).

Preise

▷ **Dr. Sebastian Haumann**, Erkrath

»„Schade, dass Beton nicht brennt..." – Planung, Partizipation und Protest in Philadelphia und Köln 1940-1990«

Dissertation am Institut für Geschichte der Technischen Universität Darmstadt 2010

Aus dem Titel wird deutlich, dass diese geschichtswissenschaftliche Arbeit einen Fokus in den städtischen Konflikten hat, denen auch die Arbeitsgemeinschaft Forum Stadt ihre Entstehung verdankt und die inzwischen fast ein halbes Jahrhundert zurückliegen. In der Studie zeichnet Sebastian Haumann in zwei detail-

lierten Fallstudien zu Stadtsanierungsprojekten in Köln und der US-amerikanischen Stadt Philadelphia nach, wie sich im Detail der Wandel des Planungsverständnisses von einer technisch orientierten Planung hin zu einer eher sozial-beteiligungsorientierten Planung vollzog und welche Bedeutung der Bürgerprotest für die Herausbildung einer neuen „Planungskultur" hatte. Die beiden Untersuchungsstädte sind mit Bedacht gewählt und ihre Auswahl überzeugend begründet. Für beide Städte hat er detailliert den übergreifenden nationalen Politik- und Planungskontext skizziert, die lokale Geschichte von Stadterneuerung und Bürgerbeteiligung in beiden Städten (Köln 1960-1973 und Philadelphia 1940-1967) aufgearbeitet und schließlich als empirischen Kern der Arbeit die beiden großen Stadterneuerungsprojekte dieser Epoche in diesen Städten („Stollwerck" und „Crosstown Controversy") analysiert, die beide von jahrelangem, schließlich erfolgreichem Bürgerprotest begleitet waren. Dafür ist er tief in die lokalen Archive eingetaucht, ohne in dem aufbereiteten Material unterzugehen. Im Gegenteil, es sind dem Autor ausgezeichnete und gut lesbare Monographien der jüngeren Stadterneuerungsgeschichte beider Metropolen gelungen.

Dabei geht die Arbeit deutlich über das Monographische hinaus. Sie gehört zu der anspruchsvollen Gattung der international vergleichenden Stadtforschung, an die besonders hohe methodische Anforderungen gestellt werden; denn es müssen nicht nur die lokalen und regionalen, sondern auch die nationalen politischen, sozialen und kulturellen Kontexte im Blick gehalten und von einander unterschieden werden können. Diese Arbeit zeigt, wie fruchtbar ein international vergleichender Ansatz im Falle seines Gelingens auch im Forschungsfeld Stadt sein kann.

Ein zentraler und sicherlich bei vielen nicht unumstrittener Befund der Arbeit von Sebastian Haumann ist zum einen die These, dass nicht Bürgerprotest den Wandel der Planungskultur angestoßen hat, sondern dass dieser in der widersprüchlichen Anforderung der technokratischen Planung selbst schon angelegt war. Der Protest habe vielmehr nur die Ausprägung dieses Wandels bestimmt, wie er sich in den schließlich gefundenen Stadterneuerungslösungen manifestiert habe. Dies steht gewiss im spannungsreichen Kontrast zur Deutung dieser Epoche durch die beteiligten Protagonisten, die die Wirkung des Bürgerprotests und damit auch die ihres eigenen Beitrags gern überhöhen.

Des weiteren arbeitet Sebastian Haumann heraus, dass mit dem Übergang von technokratischer zu beteiligungsorientierter Planungskultur der der öffentlichen Planung innewohnende Widerspruch zwischen der Selbstverpflichtung zum Gleichheitsgrundsatz einerseits und dem Wunsch, möglichst umfassend individuellen Bedürfnissen gerecht zu werden, keineswegs abgemildert wurde, sondern sich immer wieder reproduziert. Schließlich beeindruckt es, wie der Autor neben den offenkundigen Parallelen auch die kulturellen Unterschiede in der Transformation der Planungskulturen in Deutschland und den USA herausarbeitet, etwa wenn er zeigt, warum der Begriff der „Betroffenheit" bzw. der „Sanierungsbetroffenen", der in der deutschen Debatte beim Übergang von der Flächensanierung zur Erhaltenden Erneuerung für die Legitimation der Bürgerbeteiligung bei der Sanierung zentral war, in den USA kein Äquivalent hat, dort also die Legitimation der Bürgerbeteiligung andere politische und kulturelle Wurzeln hat. Es ist erfreulich, dass die Arbeit nicht als Pflichtexemplar in der Universitätsbibliothek verschwindet, sondern demnächst in der angesehenen Buchreihe „Beiträge zur Stadtgeschichte und Urbanisierungsforschung" veröffentlicht wird.

▷ **Dipl.-Ing. Theresia Kaufmann**, Wien

„Urbane Mobilität in Bogotá – Die Auswirkungen von TransMilenio seit 2000"

Diplomarbeit am Fachbereich Städtebau der Technischen Universität Wien, Fakultät Architektur und Raumplanung 2010

Theresia Kaufmann bringt uns in ihrer schriftlichen Diplomarbeit im Fachgebiet Städtebau

die außerordentlich beeindruckende Stadtplanung der letzten 15 Jahre in der kolumbianischen Hauptstadt Bogotá nahe. Gewöhnlich gilt die brasilianische Stadt Curitiba als das Vorzeigebeispiel schlechthin einer der Nachhaltigkeit verpflichteten Stadt- und Verkehrsplanung in Südamerika, und dies durchaus zu Recht. In unseren Breiten weniger bekannt ist, dass seit einigen Jahren auch andere südamerikanische Städte dem Beispiel Curitiba mit einer sehr ambitionierten und konsequenten Stadtentwicklungspolitik gefolgt sind. Zu ihnen gehören die kolumbianischen Metropolen Bogotá und Medellin, mit denen hierzulande kaum etwas anderes assoziiert wird als urbanes Chaos, hohe Gewaltkriminalität und Bandenkämpfe zwischen Drogenbaronen. Die Arbeit von Theresia Kaufmann zeigt auf äußerst anschauliche, eindringliche und sehr überzeugende Weise, welche enormen und auf weite Strecken erfolgreichen stadtpolitischen und planerischen Anstrengungen die kolumbianische Hauptstadt in den letzten Jahren auf sich genommen hat, um mit einer bis dahin notorisch schwachen Verwaltung die immensen Probleme der rasant wachsenden Metropole in den Griff zu bekommen und inwieweit diese Bemühungen erfolgreich waren. Dabei konzentriert sich ihre Darstellung auf das Herzstück dieser Strategien, die Entwicklung, Einrichtung und den Weiterbau des Schnellbussystems TransMilenio (auch BRT-System = Bus Rapid Transit). Das System wird seit 2000 konsequent ausgebaut. Dieses neuartige Bussystem, das an die Stelle eines nicht finanzierbaren U-Bahnsystems tritt, ergänzt den bis dahin ausschließlich von zahllosen kleinen privaten Busunternehmen getragenen, wenig effizienten und schlecht koordinierten Öffentlichen Personennahverkehr in Bogotá. Die modernen Schnellbusse fahren exklusiv auf eigens eingerichteten, vom motorisierten Individualverkehr getrennt geführten Spuren und sind so deutlich weniger stauanfällig. Flankiert wird der sukzessive Ausbau dieses System, dessen weiterer Ausbau nicht ganz so schnell vorangeht wie geplant (und das teilweise aufgrund der Gebühren auch sozial selektiv zu wirken droht), mit einer Fülle von Maßnahmen zur Erneuerung der benachbarten Quartiere, zur Aufwertung des öffentlichen Raums und zur Verbesserung des Rad- und Fußwegenetzes.

Theresia Kaufmann zieht in ihrer Arbeit eine nüchterne Bilanz der verkehrlichen, stadtstrukturellen und sozialen Wirkungen dieser Maßnahmen, die sie im Wesentlichen auf die Initiative sehr engagierter und durchsetzungsfähiger Bürgermeister zurückführt, die seit 1995 die Geschicke der Stadt lenken und den Problemen des Verkehrs und Fragen der Sicherheit im öffentlichen Raus höchste Priorität einräumten. Hierzu hat sie vor Ort alle ihr verfügbaren Unterlagen systematisch ausgewertet, Fachgespräche mit Experten geführt und dann ihre Befunde auf höchstem Niveau dargestellt. Sie kommt in ihrer sehr gut nachvollziehbaren abwägenden Bewertung zu einer gemischten Bilanz: Sie würdigt die beachtlichen Erfolge. Neben der Stärkung des öffentlichen Nahverkehrs ist im Laufe der letzten beiden Jahrzehnte etwa die Zahl der Morde in Bogotá um 75% zurückgegangen. Sie benennt aber auch die Schwachpunkte, Gefährdungen, ungenutzten Potenziale und systematischen Grenzen der Ansätze in aller Klarheit. Die sehr gut lesbare, vorbildlich illustrierte und graphisch aufbereitete Arbeit leistet Aufklärung im besten Sinne und legt damit im Übrigen auch die Eurozentrik unserer Profession offen, die die außergewöhnlichen Leistungen von Stadtpolitik in anderen Kontinenten, in der dem Städtebau und der Verkehrsplanung zur Durchsetzung sozialer und ökologischer Ziele eine Schlüsselrolle zugewiesen werden, bisher kaum zur Kenntnis genommen hat.

Stuttgart, im Mai 2011

Prof. Dr. Johann Jessen
Vorsitzender der Jury

Susanne Hauer

KULTURERBE ALS CHANCE

HerO macht historische Stadtlandschaften wettbewerbsfähig

Europa hat mehr als fünfzigtausend historische Altstädte verschiedenster Größe. Jede von ihnen ist einzigartig und doch stehen sie vor denselben Herausforderungen. Wie lassen sich der Schutz baukulturellen Erbes und moderner Zeitgeist verbinden? Können historische Städte im globalen wirtschaftlichen Wettbewerb standhalten? Welche Lösungen gibt es für die Auswirkungen des demografischen Wandels?

Mit diesen und weiteren Fragen beschäftigte sich das europäische Städtenetzwerk HerO – Heritage as Opportunity über den Zeitraum von insgesamt drei Jahren. Der Fokus liegt dabei auf der „Visuellen Integrität" historischer Stadtlandschaften und der „Multifunktionalität von Altstädten". Zum Netzwerk HerO gehören Graz, Liverpool, Lublin (Polen), Neapel, Poitiers (Frankreich), Regensburg, Schäßburg (Rumänien), Valletta und Wilna (Litauen).

Strategien und Maßnahmen von HerO

HerO förderte und begleitete die Entwicklung lokaler Maßnahmen, die der Erhaltung und dem Schutz von baukulturellem Erbe und urbaner Strukturen dienen. Besondere Bedeutung hatte dabei der intensive Austausch der Städte mit ihren Stadtplanern und Denkmalschutzbehörden, den Verwaltungen und politisch Verantwortlichen. HerO unterstützte die Städte im langwierigen und politischen Prozess der Abstimmung mit allen Interessensgruppen. Dadurch schafft HerO eine breite Basis für gemeinsame Ziele. Innerhalb von drei Jahren entwickeln die Städte lokale Aktionspläne, die sich an ihren individuellen Gegebenheiten und Ansprüchen orientieren. So strebt das Städtenetzwerk die Balance zwischen dem Erhalt des baukulturellen Erbes für Attraktivität und Lebensqualität auf der einen Seite und der nachhaltigen sozio-ökonomischen Entwicklung und damit der Sicherung und Stärkung der Wettbewerbsfähigkeit von historischen Stadtlandschaften auf der anderen Seite an. Denn: Kulturelles Erbe hat enormes Potenzial, das zunehmend für wirtschaftliche, soziale und kulturelle Aktivitäten kapitalisiert werden soll. Kulturerbe muss als Chance begriffen werden.

Projektverlauf im Europäischen Austausch

Im Projektverlauf von HerO entstand bei sieben Projekttreffen und darüber hinaus ein umfangreicher Dialog zum bauhistorischen Erbe Europas. Daraus resultierend wird ein praxisorientierter Leitfaden zur Erarbeitung von nachhaltigen Managementstrategien für historische Stadtlandschaften herausgegeben. Er beruht auf den Erfahrungen des gesamten Städtenetzwerkes und kann als zeitgemäßes und flexibles Modell für historische Stadtlandschaften dienen. Unterstützt durch externe Experten wird ein europaweit einsetzbarer Ansatz für Stadtentwicklungskonzepte entwickelt, der die örtlichen Gegebenheiten ausdrücklich mit einschließt.

Der Gewinn durch HerO liegt im Austausch zwischen den Netzwerkstädten und ihrer Teilnehmer begründet. Die Plattform war Ideenbörse, fachlicher Berater und Kreativworkshop in einem. HerO setzte wichtige Impulse für die individuelle Entfaltung der Städte. Sie teilen die Erkenntnis, dass historische Stadtlandschaften mehr sind als verpflichtendes Kulturerbe, sondern zu einem wesentlichen Antrieb für die lokale und regionale Ökonomie werden können. HerO hat durch erfolgreiche Aktionen vor Ort die Wahrnehmung jeder einzelnen Netzwerkstadt gestärkt.

Durch seinen strukturellen Ansatz erleichtert HerO perspektivisch den Zugang zu Fördermitteln. Der aktive Dialog zwischen den Fach- und Managementebenen gestaltet den

Mitteleinsatz äußerst effektiv. Projekte wie HerO stellen die lokale Zukunft in den Fokus, die weit über die eigentliche Projektdauer hinaus anhält. Im Folgenden werden einige Beispiele aus den Netzwerkstädten vorgestellt.

Multifunktionalität am Beispiel Neapel

Der Ausbau der Metro in Neapel ist ein langfristiges Großprojekt der Stadt. Die derzeit drei Linien sollen erweitert werden, um eine innerstädtische Verkehrsentlastung zu erreichen. Die Bauarbeiten gehen langsam voran, da fast jeder Kubikmeter Erde archäologische Schätze birgt. Die Fundstücke sollen der Öffentlichkeit in den künftigen Metro-Stationen präsentiert werden und Einwohnern wie Gästen die Geschichte Neapels näher bringen. Im heutigen Stadtgebiet lag im 4. Jahrhundert v. Chr. ein überaus aktiver Hafen. Drei Boote aus dieser Zeit wurden bereits gefunden. Die Modelle sind in der Metro-Station Museo ausgestellt. Auch moderne Kunst ist in der Metro zu sehen.

Die Stadtplaner arbeiten eng mit den lokalen Universitäten für Architektur und Kunst zusammen. So entwarfen Studenten der Universität Federico II ein Lichtkonzept für die Piazza Mercato. Die Neugestaltung des Platzes wird der Auftakt zur Belebung des Hafenviertels, bis hinauf zur Piazza Municipio, sein. Die Verbindung beider Plätze soll für Touristen attraktiv gestaltet werden. Auch solche Projekte werden mit enger Unterstützung von „HerO – Heritage as Opportunity" entwickelt.

Sanierungsfragen am Beispiel Valletta

Valletta, die kleinste Hauptstadt Europas mit facettenreicher Geschichte liegt eng bebaut auf der Insel Malta im Mittelmeer. Der Grand Harbour, einer der größten und tiefsten Naturhäfen der Welt, ist mit seiner imposanten Befestigungsanlage Anlaufpunkt für Kreuzfahrt- und Containerschiffe.

Die Altstadt von Valletta steht seit 1980 unter dem Schutz der UNESCO. Dennoch ist das Bewusstsein um das kulturelle Erbe ist teilweise gering ausgeprägt. Private Eigentümer verfügen oft nicht über ausreichende Finanzmittel und sind in der Regel wenig professionell im Umgang mit Baukulturgut. Wildwachsende Anbauten an historischen Gebäuden und Swimmingpools auf den Dächern stören das charakteristische Stadtbild und schaden der Substanz.

Die Herausforderung in der urbanen Entwicklung, insbesondere im Hafenviertel, liegt in der Balance zwischen Sanierung und Erneuerung sowie der perspektivischen Nutzung des Kulturerbes. In Valletta liegt die Herausforderung darin, das historische Zentrum als Wohnort wiederzubeleben. Noch wohnen die meisten Menschen in den Nachbarorten und nur die Arbeit führt sie als Pendler in die Hauptstadt. Der Fokus der Stadtplaner liegt daher in der Soziale Eingliederung und die Schaffung guter Lebensqualität sollen Valletta wieder attraktiv gestalten. Die Integration des kulturellen Erbes ist dabei ein wichtiger Baustein.

Die Altstadt als Marke in Wilna

Von der Aussichtsplattform des Gediminas-Turmes auf dem Burgberg von Wilna ist der Puls der Stadt zu sehen und zu spüren. Der achteckige Backsteinturm ist das Wahrzeichen der nordischen Metropole und Symbol des Nationalstolzes. Die Altstadt rankt sich mit ihren mittelalterlichen Gassen am linken Ufer der Neris hinauf und zählt mit 360 ha zu einer der größten Europas. Seit 1994 gehört sie zum UNESCO-Weltkulturerbe.

Den Kontrapunkt setzt der Europa Tower. Mit 148 m Höhe und 33 Etagen ist er das größte Gebäude des Baltikums. Das Bauwerk war umstritten, da die historische Silhouette der Altstadt empfindlich beeinträchtigt wird. Denn das ganzheitliche Erscheinungsbild, die visuelle Integrität, historischer Stadtlandschaften ist eine besondere Herausforderung beim Schutz und bei der Erhaltung von baukulturellem Erbe. Erst die Erkennbarkeit von Silhouetten und typischen Panoramen spiegelt die Einzigartigkeit einer Stadtlandschaft wider und macht sie unverwechselbar. Sie korrespondiert mit der umliegenden, natürlichen Landschaft. Die Relation prägt das ästhetische Gesamtbild.

Die visuelle Integrität ist mit der Bildung einer Marke vergleichbar, in dessen Prozess spezifische Eigenschaften herausgearbeitet werden, die zu einem Gesamterscheinungsbild verschmelzen. Historische Stadtlandschaften besitzen ebenfalls eindeutige Merkmale. Sie ermöglichen die Wiedererkennbarkeit eines Ortes. Moderne Stadtentwicklungskonzepte lenken und fördern deren Wahrnehmung bei Bewohnern, Eigentümern und Touristen. Über diese Marke bauen Einwohner und Gewerbetreibende eine emotionale Bindung zu ihren Städten auf und stärken damit ihre Identifikation.

„Kulturgut kommunizieren am Beispiel Regensburg"

Kulturgut muss „kommuniziert" werden. Auch das ist ein Thema im HerO-Netzwerk. Denn es sind qualifiziert aufbereitete Informationen und Publikationen notwendig, die die Hintergründe einem breiten internationalen Publikum zugänglich macht. Hierfür stehen viele Kommunikationswege zur Verfügung. Die Einbeziehung neuer Medien, wie das Internet oder Applikationen für mobile Medien, ist für die Aktivierung und Bildung vor allem junger Menschen förderlich und wertvoll. Die Stadt Regensburg richtet gegenwärtig ein Welterbe-Besucherzentrum im Salzstadel direkt an der Steinernen Brücke ein, das der zentrale Anlaufpunkt für Bürger, Touristen und Fachleute in der Stadt sein wird. Im Mittelpunkt steht eine Dauerausstellung rund um das Thema „UNESCO-Welterbe Altstadt Regensburg mit Stadtamhof". Die Initiatoren entwickeln mit spezifischer Didaktik ein Informationssystem für ein internationales Publikum aller Altersklassen.

Das Welterbe-Besucherzentrum wird Ende Mai 2011 fertig gestellt. Das Zentrum wird vom Bund, dem Freistaat Bayern und der Europäischen Union durch Fördermittel unterstützt. Das Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung stellt Gelder in Höhe von einer Million Euro aus dem Investitionsprogramm Nationale Welterbestätten für das Projekt zur Verfügung. Der Freistaat Bayern hat für das Informationszentrum 300.000 Euro aus dem Europäischen Fonds für regionale Entwicklung (EFRE) zugesichert. Ebenfalls aus dem EFRE gefördert wird das Projekt „HerO – Heritage as Opportunity".

HerO Newsletter May 2011; vgl. www.urbact.eu/hero.

Abschlusskonferenz

Das Projekt HerO geht im Sommer 2011 zu Ende. Die Ergebnisse der dreijährigen Netzwerkarbeit wurden am 13. und 14. April auf der Abschlusskonferenz in Regensburg präsentiert.

Weitere Informationen: www.urbact.eu/hero
Kontakt: Stadt Regensburg, Matthias Ripp, Welterbe-Koordinator, Planungs- und Baureferat, Neues Rathaus, D - 93047 Regensburg.
Tel.: +49-(0)941/507-4614
Fax: +49-(0)941/507-4619
E-Mail: ripp.matthias@regensburg.de

Benedikt Goebel

DER KULT DES GROSSEN PLANS UM 1910

Gestaltung von Metropolregionen in historischer Perspektive

Bericht über eine Tagung der Gesellschaft für Stadtgeschichte und Urbanisierungsforschung (GSU) am Center for Metropolitan Studies (CMS) der TU Berlin am 25./26. November 2010.

Je umfassender die Neugestaltung der Städte, desto besser?

Die vom Arbeitskreis Planungsgeschichte (Christoph Bernhardt, Harald Bodenschatz und Celina Kress) der GSU organisierte zweitägige Tagung „Der Kult des großen Plans um 1910" stellte nach vier einleitenden Vorträgen in 15 Fallstudien wichtige Stadtplaner und umfangreiche Planungen für europäische und amerikanische sowie zwei Großstädte in Indien und Australien zwischen 1906 und 1918 zur Diskussion.[1] Die Tagung fand parallel zu der von Harald Bodenschatz, Christina Gräwe und Dieter Nägelke kuratierten Ausstellung „Stadtvisionen 1910/2010. Berlin Paris London Chicago. 100 Jahre Allgemeine Städtebau-Ausstellung in Berlin" statt. Eine Publikation der Vorträge wird vorbereitet.

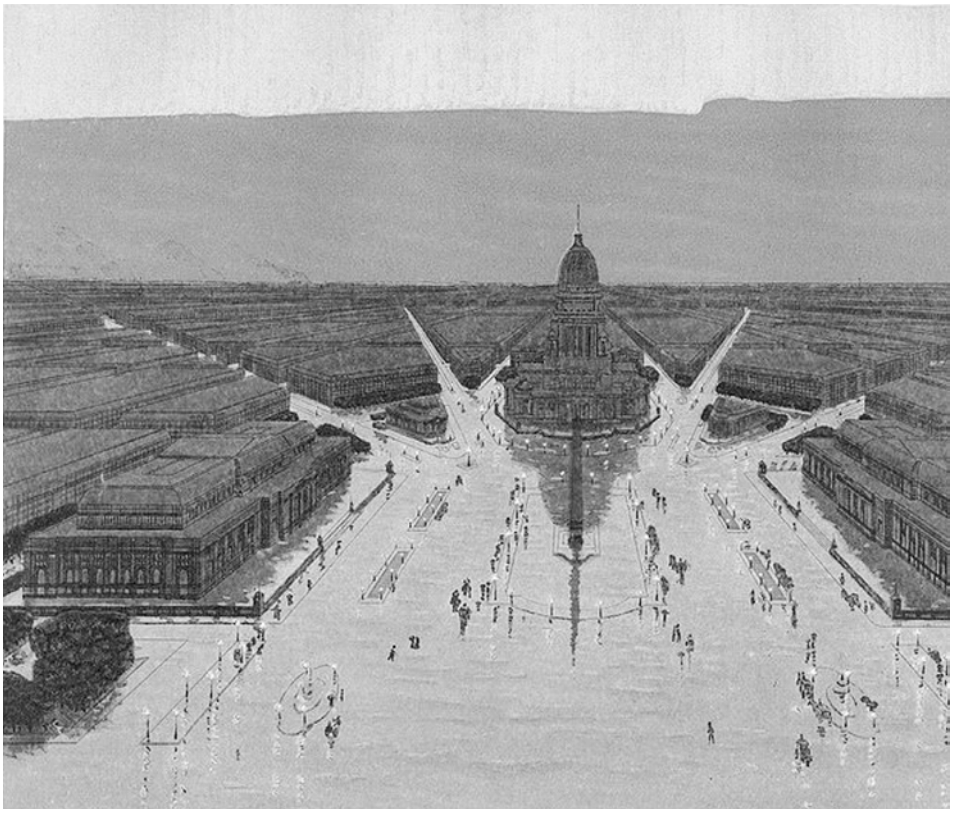
Im Mittelpunkt der Tagung standen die Planungen für Chicago aus dem Jahr 1909 und für Berlin aus dem Jahr 1910, die anderen referierten Planungen spielten nur eine Nebenrolle. In beiden genannten Städten wurde nur ein verschwindend kleiner Teil der propagierten Ideen realisiert. In Berlin wurden die Planungen – mit Ausnahme der erwähnten Ausstellung – vergessen, in Chicago hingegen zum hundertsten Jubiläum umfassend reinszeniert.[2]

Harald Bodenschatz wies in seiner Einleitung darauf hin, dass viele der großen Pläne um 1910 aus der Not geboren wurden. Die Politik (USA) bzw. ein Rückgang der Bautätigkeit (Deutschland) erzwang die Zusammenarbeit der Planungsbeteiligten an einem großen Plan. Denn nur große Pläne rechtfertigen die Investition öffentlicher Mittel in die Stadtumgestaltung, die andernfalls privatwirtschaftlich, also kleinmaßstäblich abläuft. Beide großen Pläne zielten auf die Erlangung eines Grundplans für die städtebauliche Entwicklung der nächsten Jahrzehnte und hatten einen mehrjährigen Vorlauf.

Das Vorbild des 1906 beauftragten Hauptverfassers des Chicago-Plans, Daniel H. Burnham, war der Inbegriff der *city beautiful,* Paris. Das ikonische Erkennungszeichen des Plans war ein halbkreisförmiger Straßenring in ca. 60km Entfernung zum Stadtzentrum. Diese Umgehungsstraße schrieb der Region die Würdeform

1 *Harald Bodenschatz*: Einführung; *Friedrich Lenger:* Europäische und nordamerikanische Großstädte um 1910 (Keynote); *Wolfgang Sonne:* Der Chicagoplan in seiner Zeit; *Harald Kegler:* Professionalisierung der Disziplin Städtebau; *Markus Tubbesing:* Der Wettbewerb Gross-Berlin 1908-10; *Carl-Philipp Schuck:* Die Städtebau-Ausstellungen in Düsseldorf 1910 und 1912; *Corinne Jaquand:* Das städtebauliche Werk von Léon Jaussely; *Karin Wilhelm:* Die Bedeutung Wiens für den Städtebau um 1910; *Ursula von Petz:* Der große Plan von Rom 1909; *Daniel Kurz:* Wettbewerb Groß-Zürich 1915-1918; *Hakan Forsell:* Stockholm und Tallin, große Pläne um 1910; *Friedhelm Fischer:* Gesamtpläne für Canberra und Neu-Dehli; *Harold Platt:* Daniel Burnham; *Celina Kress:* Öffentlicher versus privater Städtebau; *Christoph Bernhardt:* Die Rolle der deutschen Technischen Hochschulen; *William Whyte:* The RIBA Conference in London 1910; *Dieter Schott:* Verkehr und Umwelt in der Stadt um 1910; *Sonja Dümpelmann:* The Greater Green in Chicago, Berlin und Rome; *Kristen Schaffer:* The Burnham Plan Centennial.

2 In bester Lage wurden 2009 Pavillons von Ben van Berckel und Zaha Hadid eröffnet, die an den Chicago Plan erinnerten.



Vogelschauansicht des zentralen Platzes im Plan von Chicago, 1909.
(Grafik: Jules Guerin, Erstdruck in: *D.H. Burnham/E.H. Bennett*, Plan of Chicago, the Commercial Club, Chicago 1909, Tafel CXXXII; Quelle: Stadtvisionen 1910/2010, Berlin 2010, S. 155).

eines antiken Thermenfensters (Kristen Schaffer) ein. Das bis zum Horizont reichende Häusermeer des Chicago-Plans maß durchgehend 21 Stockwerke; der Plan sah also Zehntausende von Hochhäusern vor. Das Häusermeer zentrierte sich um einen großen Platz mit einer Art Stadtkrone, dem *Civic Center.* Es sollte die neue Stadt so überragen und dominieren wie der Petersdom oder die Akropolis ihre Städte – so die Wort der Planautoren. Die Monochromität der Schauansichten des Plans, ihre Reduzierung auf wenige Farben, kam einer farblichen Monumentalisierung gleich. Sie gaukelte eine Einheitlichkeit der Gebäude, Straßen und Details vor, die unerreichbar ist.

Mit dem 1908 ausgelobten Wettbewerb zur Erlangung eines *Grundplans für die Bebauung von Gross-Berlin* erhoffte man sich Gestaltungsvorschläge für die Entwicklung Berlins zu einer 10-Millionen-Stadt. Vorbildlich erschien den Planern um 1910 in der jüngeren Planungsgeschichte lediglich der Generalregulierungsplan für Wien von Otto Wagner aus dem Jahr 1893, der als erster den Sprung von der Erweiterungsplanung zur Gesamtregulierungsplanung (Wolfgang Sonne) vollzogen hatte. Das beabsichtige enorme Stadtwachstum Berlins, eine Vervierfachung der Einwohnerzahl, sollte durch eine massive Ausdehnung der Bebauung über die damaligen Stadtgrenzen hinaus – eingebettet in

einen Wald- und Wiesengürtel um die Stadt – erreicht werden. In Grünanlagen eingebundene Radialstraßen und radiale Schnellbahnlinien sollten bis ins Zentrum führen. Neben der mangelnden Nord-Süd-Verbindung der Eisenbahn, galt die unzureichende Ost-West-Durchlässigkeit für den Straßenverkehr als Hauptproblem. 1910 vergab das Preisgericht zwei erste Preise, zum einen an Hermann Jansen für seinen Entwurf unter dem Motto „In den Grenzen der Möglichkeit", zum anderen an Joseph Brix und Felix Genzmer für ihren Entwurf mit dem Kennwort „Denk an künftig".

In Chicago wie in Berlin strebte man eine „einheitliche großzügige Lösung [...] sowohl für die Forderungen des Verkehrs, als auch für diejenigen der Schönheit [...] an" (H. Jansen). Diese beiden Zielstellungen „Einheitlichkeit" und „Großzügigkeit" sind problematisch – beide sind grundsätzlich nicht städtisch, d.h. sie stehen der Heterogenität und Konzentration, die eine Stadt ausmachen, entgegen. Die großen Pläne um 1910 integrierten Stadterweiterungs-, Zentrums- und Verkehrs-Planungen in *einen* Plan und *einen* großzügig gestalteten Raum. Ein derartiges *Gesamtkunstwerk*[1] aus einem Guss ist eine alte Sehnsucht der planenden Zunft. Die maximale stadtverträgliche Realisierungsgröße dieser Art von Kunstwerken ist das Stadtquartier. Einheitlichkeit und Großzügigkeit aber werden zu einem Problem, wenn sie auf eine vorhandene Stadt, insbesondere eine Altstadt, angewandt werden.

Stadtplanung und Städtebau sind die zwei ungleiche Schwestern der Stadtumgestaltung, rivalisierend und untereinander oft zerstritten. Stadtplanung ist eine politische Ingenieurwissenschaft, ein großes Zahlenwerk – mal Glasperlenspiel, mal Träger sozialer Verantwortung. Städtebau hingegen ist eine Gestaltungsaufgabe für Stadträte und Architekten. Die Architekten gewannen um 1910 ein letztes Mal die Hegemonie über die Ingenieure: Sie, die Städtebauer, verstanden die Stadtplanung als einen Unterbereich ihrer Profession – seitdem ist es umgekehrt (Harald Bodenschatz). Die großen Pläne waren zugleich „PR-Großaktionen" (Dieter Schott) für die Stadtplanung selbst. Das Fach etablierte sich um 1910 endgültig; die Ordnungsbegeisterung gewann die Oberhand über die Ästhetik.

Paradoxerweise waren, als die Planer zum Totalumbau der Großstädte aufriefen, deren immanente hygienische und stadttechnische Probleme bereits gelöst. Die großen Pläne kamen zudem auf, als sich das Bevölkerungswachstum im Vergleich zu den Jahrzehnten vor 1900 deutlich abgeschwächt hatte. Die moderne Stadtplanung bewirkte eine massive Ausweitung der Siedlungsflächen bei nur geringfügig wachsenden bzw. nach dem Zweiten Weltkrieg in Chicago und Berlin sogar rückläufigen Einwohnerzahlen. Die großzügigen Entwicklungspläne sollten augenscheinlich das soziale und politische „Pulverfass" Großstadt entschärfen helfen.

Der um 1910 erreichte äquilibristische städtebauliche Zustand Berlins zwischen Tradition und Moderne, den der vierfarbige Straube-Plan aus dem gleichen Jahr bis heute anschaulich macht, wurde zeitgenössisch als schwer erträgliches Chaos empfunden. Stadtplanung und Städtebau sind zwischen 1910 und 1975 *cum grano salis* Motoren der Stadtzerstörung gewesen. Seitdem ist die Disziplin selbstkritisch geworden. Denn Planungsgeschichte ist offensichtlich auch eine „Geschichte des Scheiterns" und Eberstadts weit verbreitetes *Handbuch des Wohnungswesens* eine „Sammlung von Irrtümern" (Harald Kegler).

Bemerkenswerterweise war der Tenor der Tagungsbeiträge trotz alledem grundsätzlich zustimmend. Ausnahmslos wurden die vorgestellten sehr weitreichenden Planungsvorhaben begrüßt und ihre Nicht- oder Teilrealisierung bedauert. Allerdings wurde die restlose Überplanung der betroffenen Städte oder Stadt-

1 Ein Gesamtkunstwerk ist ein utopisches Kunstwerk, das sich nicht auf den Bereich der Ästhetik beschränkt, sondern eine Erneuerung der Gesellschaft beabsichtigt. Es hat eine „Tendenz zur Tilgung der Grenze zwischen ästhetischem Gebilde und Realität" (Odo Marquard). Udo Bermbach sprach sogar, mit Bezug auf Richard Wagner, vom „Wahn des Gesamtkunstwerks".

bereiche nicht *explizit* begrüßt. Vielmehr wurden die Interdisziplinarität und Komplexität der Planungen und ihr hoher ästhetischer Anspruch hervorgehoben. Zitat aus der Tagungsankündigung:

„Die ambitionierten Pläne gerieten in den folgenden Jahrzehnten – vor dem Hintergrund einer im 20. Jahrhundert überwiegend funktionalistisch ausgerichteten und sektoral ausgerichteten Planungspraxis – in Vergessenheit."

Auch wenn es richtig ist, dass die meisten der großen Pläne ästhetische Monumentalität und großstädtische Urbanität vorbildlich miteinander zu verbinden strebten, eine Zielstellung, die der modernen Stadtplanung nach 1910 in der Tat abhanden kam, so richteten sie sich doch stets *gegen* vorhandene Städte – ein Aspekt, den die Tagung nicht thematisierte.[2] Die totalitären Stadtphantasien Le Corbusiers aus den 1920er Jahren unterscheiden sich von den 1910er Plänen lediglich hinsichtlich ihres Städtebaus (Zonierung, Zeilenbauweise), nicht hinsichtlich der Dimension und Hybris ihrer Stadtplanung. Dem potentiellen *Steinernen Gast* dieser Tagung wurde der Zutritt verwehrt: Ein großer Plan zur Gestaltung der Metropolregion Berlin und ihres monumentalen Stadtzentrums, der sich ebenfalls durch die Integration von Regional-, Verkehrs- und Stadtplanung sowie vormoderne Städtebau-Phantasien auszeichnete – Albert Speers „Germania". Warum wurde der Vergleich mit diesen und anderen Stadtplanungen aus den 1930er Jahren nicht gesucht? Der Moskauer Generalbebauungsplan von 1935 zum Beispiel weist auch im Städtebau große Ähnlichkeiten mit dem Plan von Chicago und den Gross-Berlin-Plänen auf.[3] Diachronische Vergleiche mögen von den spezifischen Eigenheiten der Vergleichsobjekte ablenken, sie sind aber für eine Wertung dessen, was eine Planungsepoche beabsichtigt und geleistet hat, unverzichtbar.

Die Städtebauästhetik der großen Pläne um 1910 war aus heutiger Sicht vorbildlich, der Maßstab ihrer Stadtplanung aber Ausdruck eines übersteigerten Modernismus. Julius Posener hat 1965 in der Stadtbauwelt gefragt: Stirbt die Stadt an der Stadtplanung? Der entgegengesetzte Tenor der Tagung Der Kult des großen Plans um 1910, dass Stadtplanung möglichst umfassend sein sollte, ist eine unhistorische Perspektive.

2 Vgl. zu diesem Aspekt auch *H. Bodenschatz*, Die historische Stadt im Visier der „Allgemeinen Städtebau-Ausstellung in Berlin" 1910, in: Forum Stadt 1/2011, S. 51-65.

3 Vgl. etwa *H. Bodenschatz/C. Post* (Hrsg.), Städtebau im Schatten Stalins. Die internationale Suche nach der sozialistischen Stadt in der Sowjetunion 1929-1935, Berlin 2003.

BESPRECHUNGEN

Gerhard Vinken, *Zone Heimat. Altstadt im modernen Städtebau, Berlin / München: Deutscher Kunstverlag 2010, 256 S., 161 s/w-Abb., br. 39,90 €.*

An einer entlegenen Stelle seines „Passagenwerkes" äußerte Walter Benjamin den Gedanken einer Umkehrung von individueller und kollektiver Wahrnehmung. Dem Individuum sind seine Organempfindungen, Gefühle der Krankheit oder Gesundheit innerlich, aber Phänomene wie Mode, Architektur, Stadt oder Wetter äußerlich. Doch vom Standpunkt des Kollektivs betrachtet kehre sich das Verhältnis um: Dann, so Benjamin, lassen sich Mode, Stadt und andere gesellschaftliche Formbildungen als innere Vorgänge wie Verdauung oder Atmung verstehen, so dass man durch Städte wie durch die Eingeweide des Kollektivs gehen kann. Was aber, wenn man nach einem ausgedehnten Spaziergang bloß im Enddarm (also etwa in Suburbia oder im Gewerbegebiet) landete, just vor der großen Entleerung?

Dergleichen wird im Falle der Altstadt wohl niemand befürchten. Bewohner oder Besucher sehen sie in der Regel durch die rosarote Brille. Nicht ganz zu Unrecht übrigens, denn das kollektive Bild der Altstadt ist Ausdruck eines bürgerlichen Selbstverständnisses. Trotz – oder gerade in – seiner Geschichtlichkeit erinnert es gewissermaßen tagtäglich an die Kraft und Identität eines funktionierenden Gemeinwesens. Allerdings ist dieses Image durchaus trügerisch, wie der Kunsthistoriker Gerhard Vinken in seiner so lesenswerten wie lesbaren Habilitationsschrift offenbart. Mögen Erwartung und Behauptung des Begriffs selbst auch auf etwas „Erhaltenes und Geschütztes" abstellen, so zeigt der Band, dass es sich vielmehr um „etwas Gemachtes" handelt.

Exemplifiziert wird das an zwei Beispielen. Deren erstes stellt das Schweizerische Basel dar, weil es einerseits über eine der größten und eindrucksvollsten Altstädte im deutschsprachigen Raum verfügt, andererseits von katastrophischen Umbrüchen weitgehend verschont blieb. Eben dies erlaubt dem Autor, die verschiedenen Phasen der Altstadtbildung in ihren sich wandelnden Techniken vorzuführen. Köln, das andere Referenzobjekt, kontrastiert damit insofern, als der Zweite Weltkrieg hier eine Trümmerlandschaft hinterlassen hatte, und das, was man heute als Altstadt zu kennen glaubt, eine Nachschöpfung ist. Doch diese Künstlichkeit erweist sich ihrerseits als nichts Neues, da der zentrale Bereich der Altstadt um Groß St.-Martin bereits am Ende des 19. Jahrhunderts ein Lieblingsobjekt von Stadtverschönerungsmaßnahmen war und als Teil des berühmten Kölner Rheinpanoramas vermarktet wurde. „Gern verdrängt wird vor allem, dass jener Zustand, den die Denkmalpflege hier nach 1945 wiederhergestellt hat, erst auf ein umfassendes Sanierungsprogramm unter nationalsozialistischer Herrschaft zurückgeht."

Vinken ist es darum zu tun, die Altstadt einmal nicht „als Opfer oder Überlebende" eines tiefgehenden Modernisierungsprozesses zu begreifen, sondern als dessen – systematisches – Produkt. Und er will sie folgerichtig „als einen inhärenten Teil des modernen Städtebaus analysieren." Überzeugungskraft gewinnt dieser Ansatz schon in eher beiläufigen Beobachtungen: Dass etwa Lübeck erst durch kontinuierliche Stadtbildpflege zur norddeutschen Backsteinstadt promoviert wurde, oder dass das 1893 im New Yorker Madison Square Garden aufgebaute Alt-Nürnberg-Panorama für lange Zeit als die „mit modernen Medien geschaffene Simulation der deutschen Altstadt schlechthin" galt. Eine

weitere, ganz anders gelagerte Facette bietet das Nikolaiviertel in Berlin: Rund um die gleichnamige, wiederaufgebaute Kirche ist zum 750-jährigen Stadtjubiläum ein historisches Ensemble (im Plattenbauweise!) neu entstanden und wird – überraschenderweise – nicht nur von Touristen goutiert. Also: alles erlaubt, wenn es nur dem Publikum gefällt? So einfach liegt die Sache nicht, gerade weil „die Klage über Kulissenzauber und Verfälschung, Entstellung und Erfindung die Altstadt von Beginn an begleitet", ohne dass ihr Echtheits- und Authentizitätsanspruch dadurch ernsthaft Schaden genommen hätte. Freilich gibt es Altstadt erst, nachdem ihr etwas Neues zur Seite gestellt wurde, womit paradoxerweise das Moderne (die Gründerzeit, die industrielle Entwicklung etc.) zur Voraussetzung für das Alte wurde.

Nun unterliegen Geschichtsbilder jedoch der Veränderung. Was man als das kollektive Gedächtnis einer Gesellschaft interpretiert, werten weiter zurückliegende Epochen heute grundsätzlich positiver als noch vor einigen Jahrzehnten. In diesem Zusammenhang hat der Begriff der Heimat als persönlicher räumlicher Bezugspunkt eine Aufwertung erfahren. Und in der historischen Altstadt scheint dieser ideelle Anker ganz besonders Halt zu finden. Wobei der Wunsch nach Heimat durch den Prozess der fortschreitenden Individualisierung, der Pluralisierung der Lebensstile, der Ausdifferenzierung der Milieus verstärkt wird. Gewiss aber ist Altstadt kein wie auch immer gehegtes Überbleibsel, sondern eine bewusst „eingeräumte Sonderzone Heimat". Beide, Stadt und Altstadt, seien wechselseitig aufeinander bezogene Gegenbilder, wobei sie für unterschiedliche räumliche und zeitliche Ordnungen stünden.

Doch als gesonderte Traditionsinsel schwebt die Altstadt naturgemäß in der Gefahr, vor allem im touristischen Sinne schön sein zu müssen. Zumal das Bedürfnis nach geschlossenen Stadtbildern weit verbreitet ist. Die Menschen fahren eben nicht zufällig nach Rothenburg oder Hildesheim, nach Quedlinburg oder Görlitz und schauen sich die gut gefügten Stadtbilder an – augenscheinlich in der Hoffnung, darin und damit Geborgenheit zu finden. Ohnedies entsteht Heimat nicht dadurch, dass wir durch unser Dorf oder unsere Stadt spazieren und uns an den bekannten Bildern erfreuen. Sie entwickelt sich erst, wenn wir selbst uns als Teil eines gesellschaftlichen Prozesses verstehen und nicht nur als Zuschauer und Besucher. Vinkens illustrer Band zeigt auf dialektische Art und Weise: Irgendwie geht Altstadt uns alle an.

Robert Kaltenbrunner, Berlin/Bonn

Heinrich Magirius, *Die Geschichte der Denkmalpflege Sachsens 1945-1989 (Arbeitsheft 16 des Landesamtes für Denkmalpflege Sachsen), Dresden: Sandstein Verlag 2010, 19,90 €.*

Zum 100. Geburtstag des 2005 verstorbenen sächsischen Landeskonservators Hans Nadler hat Heinrich Magirius, nunmehr seinerseits zum „elder statesman" der sächsischen Denkmalpflege avanciert, in der Reihe der mit schöner Untertreibung „Arbeitshefte" genannten Publikationen des Landesamtes für Denkmalpflege Sachsen eine Würdigung vorgelegt. Eingebettet in die Geschichte der Denkmalpflege Sachsens (nach Auflösung der Länder in der DDR erweitert um den Bezirk Cottbus sowie bereits unmittelbar nach dem Krieg um einen Teil der niederschlesischen Oberlausitz mit Görlitz) wird das Lebenswerk Nadlers durchaus nicht unkritisch, aber stets mit Blick auf seine enormen Leistungen betrachtet. Einen besonderen Reiz erhält diese Würdigung aus der Feder des Amts-Nach-Nachfolgers durch den Umstand, dass Nadlers Ausbildungshintergrund die Architektur war, während Magirius den wissenschaftlichen Standpunkt der Disziplin der Kunstgeschichte hochhielt. Dass dies nicht nur „produktive" Widersprüche hervorbrachte, sondern auch gelegentlich handfeste Meinungsverschiedenheiten, wird nicht verschwiegen. Gleichwohl bildete sich im Laufe der Jahre die „sächsische Schule" der Denkmalpflege heraus, angeführt vom ebenso klug wie gelegentlich im

Interesse der Sache auch listig agierenden Nadler und getragen von Mitarbeitern wie – um nur einige Namen herauszugreifen – seinen späteren Nachfolgern Gerhard Glaser und Heinrich Magirius, den Architekten Jochen Helbig und Harry Linge sowie der Kunsthistorikerin Elisabeth Hütter.

Klugheit und List waren für die Denkmalpflege in der DDR buchstäblich überlebenswichtig. Während ihrer gesamten Existenz schwankte die kommunistische Partei- und Staatsmacht in der DDR zwischen ideologischer Totalablehnung des „bürgerlichen Relikts" Denkmalpflege, ihrer Instrumentalisierung zur Einbindung bildungsbürgerlicher Kreise und – in der Spätphase ihrer Herrschaft – der eher widerwilligen Anerkennung des Beitrags der Denkmalpflege zur Gewinnung internationaler Respektabilität für ihr Staatsgebilde. Wer bei Magirius nicht nur über die Vernichtung der Universitätskirche in Leipzig und der Sophienkirche in Dresden liest, sondern auch die Schriftstücke über den denunziatorischen Umgang mit Nadler und seinen Mitstreitern in einem besonders krassen Fall 1966, dem treibt es noch heute die Zornesröte ins Gesicht. Dass derartige Fälle noch glimpflich ausgegangen sind, grenzt an ein Wunder – leicht hätten Nadler und seine Mitarbeiter in die Fänge der Staatssicherheit geraten können, unter deren Beobachtung sie ganz gewiss ohnehin standen.

Aus der Sicht des heute als Stadtplaner tätigen und 1974/75 während des Architekturstudiums in Dresden in den Genuss eines Praktikums und einer Hilfsassistenten-Tätigkeit bei Nadler gekommenen Rezensenten sind die Verdienste der sächsischen Denkmalpflege um die Erhaltung der städtebaulichen Ensembles des Landes am Interessantesten. Nadler war von Anfang an sensibel für die städtebauliche Dimension der Denkmalpflege, eine Eigenschaft, die sich in einer der am stärksten urbanisierten Kulturlandschaften Deutschlands als häufig undankbare Aufgabe fast zwangsläufig ergab. Bereits in den 1950er Jahren wurden „Ortsanalysen" erarbeitet, die später, thematisch und methodisch weiterentwickelt, als „städtebaulich-denkmalpflegerische Analysen" zu einem wichtigen Handwerkszeug im oft mühsamen Kampf um die Erhaltung der städtebaulichen Strukturen und der Bausubstanz gerade der oft unglaublich interessanten sächsischen Klein- und Mittelstädte wurden. Bei der Ausarbeitung solcher Analysen wirkten oft auch studentische Praktikanten mit, so auch der Rezensent bei der Stadt Dippoldiswalde. Magirius dokumentiert einen anderen Strang der Zusammenarbeit des Instituts für Denkmalpflege mit Lehrenden und Studierenden der TU Dresden: die Sanierung von historischen Quartieren am Untermarkt und an der Peterstraße in Görlitz, vorangetrieben von Nadler und von Bernhard Klemm, dessen Dozentur und spätere Professur für „Werterhaltung" zu einer wichtigen Ideenschmiede der erhaltenden Stadterneuerung in der DDR wurde. Die behutsame Aufwertung durch Blockentkernung, die Schließung von Baulücken und die Modernisierung der Gebäude steht zeitgleichen westlichen Parallelen in keiner Weise nach.

Freilich blieben alle diese Bemühungen in Teilerfolgen stecken: Die politisch gnadenlos forcierte Priorität des Plattenbaus überrollte schließlich alles andere, auch Teile historisch wertvoller Innenstädte – Magirius zeigt das am Beispiel von Zwickau. Jene historischen Stadtkerne, die stillschweigend dem Verfall anheim gegeben worden waren, konnten nach der Wiedervereinigung kurz vor dem endgültigen physischen Zusammenbruch unter anderem durch das Programm „Städtebaulicher Denkmalschutz" der Städtebauförderung gerettet werden.

Magirius setzt freilich nicht nur auf die städtebaulichen Aspekte der Denkmalpflege, sondern auf eine Gesamtbetrachtung. Auch der Nicht-Kunsthistoriker wird die Endeckerlust und den beinahe jagdlichen Spürsinn nachempfinden, mit dem er an die Rekonstruktion des Lettners in der Stiftskirche Wechselburg heranging. Wer aber in unseren Tagen auf Dienstreisen unterwegs ist und sich über verspätete Züge und verpasste Anschlüsse ärgert, der schlucke seinen (durchaus berechtigten) Ärger herunter und lese den Bericht Nadlers über eine Dienstreise ins obere Erzgebirge im November 1947,

über viele Kilometer bei eiskaltem Regen mit dem Fahrrad die Berge hinauf und herunter und genährt lediglich durch dünne Suppen, stets auf der Hut vor der Willkür der Besatzungsmacht. Auch wenn die Arbeit der sächsischen Denkmalpflege später unter deutlich besseren äußeren Randbedingungen stattfand – Unsicherheit und politischer Druck blieben stete Begleiter. Nadler und seine Mitarbeiter verdienen unseren Respekt – dies macht das Buch von Magirius deutlich.

János Brenner, Berlin

Mark Escherich, *Städtische Selbstbilder und bauliche Repräsentation. Architektur und Städtebau in Erfurt 1918-1933 (Erfurter Studien zur Kunst- und Baugeschichte 4), Berlin: Lukas Verlag 2010, 207 Abb., 363 S., 30,- €.*

Das zu besprechende Buch ist die Druckfassung der in der Bauhaus-Universität in Weimar im Jahre 2008 eingereichten Dissertation eines studierten Bauingenieurs und Architekten. Arbeiten, die sich dem sogenannten Neuen Bauen widmen, sind nicht selten, selten sind sie aber für Städte, die, anders als Frankfurt am Main oder Magdeburg, nicht zu den Zentren des Neuen Bauens gehörten. Solch eine Stadt ist Erfurt, eine der sehr wenigen deutschen Großstädte, die nach dem Zweiten Weltkrieg nur geringe Zerstörungen zu beklagen hatte. So sind die Zeugnisse des Neuen Bauens im Gesamtbild der Stadt erhalten geblieben. Escherich hat aber nicht nur eine Planungs- und Baugeschichte geschrieben, methodisch anregend hat er sie vielmehr verbunden mit dem Selbstverständnis der Stadt. Da dieses, wie das treffende Titelwort „Selbstbilder" sagt, sehr vielfältig war, vollzog sich das Planen und Bauen in einem von Spannungen nicht freien Prozeß. Einige sahen die „Luther- und Domstadt", andre die „Blumen- und Gartenstadt", wieder andere die „Wirtschafts- und Handelsstadt", die auch eine „Kongreßstadt" und eine Stadt des Tourismus werden sollte. Vom konzeptionellen Gedanken des städtischen Selbstverständnisses getragen, hat Escherich nicht den Bau einzelner Häuser untersucht, sondern die stark auf das Selbstverständnis einwirkenden, von der Stadtverwaltung verantworteten Bauten großer Projekte. Diese hat er in einzelnen Kapiteln dargestellt: den kommunalen und gemeinnützigen, teilweise in Siedlungen verwirklichten Wohnungsbau; den Bau von städtischen Krankenhäusern und Altenheimen, von Bädern, Spiel- und Sportplätzen; den Bau von Stätten der Erholung und Bildung für Kinder und Jugendliche und den Bau großer Geschäfte, Kaufhäuser und Kinos. Gerade dieses letzte Kapitel erhellt, wie sehr die so lange bewahrte und nunmehr zunehmend wertgeschätzte Altstadt von der city-Planung (was ist das?) bedrängt wurde. Indes wurde aus unterschiedlichen Gründen mehr geplant als gebaut. Das galt auch außerhalb der Altstadt für die Stadthalle mit dem in seinem Anspruch über Erfurt hinaus auf die Region zielenden Sport- und Kulturforum: nicht zufällig erhielt das Stadion, als es im Jahre 1931 eingeweiht wurde, den Namen „Mitteldeutsche Kampfbahn". Die Einsichten, die das aus gründlicher Kenntnis der zahlreichen Quellen und Literatur geschriebene Buch eröffnet, sind beträchtlich; nur einige seien beispielhaft genannt: In stadtplanerischer Hinsicht verweist es auf Linien, die von der Entfestigung der Stadt im Jahre 1873 über die Zeit des Ersten Weltkrieges bis in die dreißiger Jahre, ja auch darüber hinaus verlaufen. In architekturgeschichtlicher Hinsicht belegt es die Vielfalt der Formensprache, zu der das neue Bauen vergleichsweise spät und dann keineswegs beherrschend sich gesellte. Und in baugeschichtlicher Hinsicht demonstriert es, welchen Gewinn sozialgeschichtliche Bezüge bringen können. Eines vermißt man freilich in dem mit einem Preis der „Gesellschaft für Stadtgeschichte und Urbanisierungsforschung" bedachten Buch: wie nämlich die Pläne und die Bauten in der Zeit der Weimarer Republik auf den Diskurs der Erfurter und letztendlich auf ihr „städtisches Selbstbild" einwirkten.

Ulman Weiß, Erfurt